Das Jahresmagazin des Diakoniewerks Essen

AusBlick 2018

Interkulturelle Seniorenarbeit: Initiatoren setzen auf langfristige Prozesse

Zwischen Bildung, Beratung und Ehrenamt: Senioren- und Generationenreferat bietet zeitgemäßes Portfolio

Mangels Perspektive: „Wubb"-Projekt unterstützt wohnungslose EU-Zuwanderer

„Wir im Revier III": Stadtteil-Reinigung für eine „saubere" Zukunft straffälliger Jugendlicher

ZusammenLeben gestalten

Diakoniewerk Essen

Impressum
Herausgegeben vom Diakoniewerk Essen
Bergerhauser Straße 17, 45136 Essen
Telefon 0201 · 26 64 0, Telefax 0201 · 26 64 59 59 00
info@diakoniewerk-essen.de
www.diakoniewerk-essen.de
Redaktion:
Julia Fiedler, Kathrin Michels, Bernhard Munzel
Grafik Design: Q3 design, Dortmund, www.Q3design.de
Druck: Brochmann GmbH, Essen
Essen, Mai 2018

Möchten Sie unsere Arbeit unterstützen?
Über Ihre Spende erhalten Sie selbstverständlich
eine Spendenquittung.
Unser Spendenkonto:
Sparkasse Essen
IBAN DE34 3605 0105 0000 2179 19
BIC SPESDE3EXXX
Vielen Dank!

Pfarrer Andreas Müller, Vorstandsvorsitzender des Diakoniewerks Essen

Monatsspruch für Mai 2018:
„Es ist aber der Glaube eine feste Zuversicht dessen, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht."
(Hebräer 11, Vers 1)

Liebe Interessierte an der Arbeit des Diakoniewerks Essen,
„Glaube ist unbedingtes Vertrauen, dass unser Leben inmitten aller Dinge sinnvoll ist. Sinn ist, was Mut zum Leben gibt." Mit dieser Erklärung von „Glauben" begann der protestantische Heidelberger Theologe Gerd Theißen 2012 seinen kritischen Katechismus „Glaubenssätze". Diese Definition mag manchen überraschen. Denn wenn man Glauben in einem so allgemeinen Sinne versteht, leben viel mehr Menschen mit einem Glauben, als oft angenommen. Dabei geht es nicht um Glauben an unsichtbare Dinge, die jenseits unseres Wissens liegen. Es geht um die allernächste Realität.
Schon im Verhältnis zu uns selbst brauchen wir Glauben und Vertrauen, damit das Leben gelingt. Schon da brauchen wir ein „Überzeugt sein" von dem, was wir nicht sehen und nicht wissen. Denn wer weiß genau, wer er selbst ist, wer er war, wer er morgen sein wird? Wer Glauben und Vertrauen zu sich selbst hat, kann im Hinblick auf Vergangenheit und Zukunft vieles offen lassen und gut damit leben.
Ähnliches gilt für unseren Umgang mit anderen Menschen. Wer in seiner Familie als Kind das Grundvertrauen ins Leben mitbekommt, der hat eigentlich das Wichtigste erfahren und wird darauf ein Leben lang aufbauen. Wer auf eine gute Partnerschaft, eine treue Freundschaft, setzen kann, wer beispielsweise in der Kirche Erfahrungen wirklicher Gemeinschaft in einer Gruppe macht, der ist kein besserer Mensch als jemand ohne diese Erfahrungen. Aber wir erleben uns so, als hätten wir einen unschätzbaren Wert: Jemand hat uns gerne, bejaht uns. Darauf setzen wir unsere feste Zuversicht und Hoffnung. Umgekehrt sind eine schwierige Kindheit, Erfahrungen von Gewalt oder große Lebenseinschnitte – etwa durch den Wechsel in ein anderes Land – Erlebnisse, die unsere Zuversicht herausfordern. Die Bibel erzählt unzählige Hoffnungsgeschichten – sie ist aber ebenso voll von Geschichten, die einen an Gott und dem Leben zweifeln lassen. Dennoch hat sich für Millionen Menschen der Glaube an Gott gerade in leidvollen Lebenssituationen als Kraftquelle erwiesen. Gerd Theißen knüpft an diese Erfahrung wie folgt an: *„Glaube vertraut nicht darauf, dass alles von selbst gut wird, sondern dass wir Gutes tun können gegen Widerstand in uns und in der Welt."*
Im AusBlick 2018 erwarten Sie in diesem Sinne zahlreiche Glaubensgeschichten:

- Im Projekt „Wir im Revier III" geht es darum, wie Jugendliche, die auf die schiefe Bahn geraten sind, wieder stabilisiert werden können. Was hilft ihnen, Mut zum Leben und Zuversicht zu bekommen, ihr Leben selber positiv zu gestalten?
- Was motiviert Menschen wie Johannes Hüttmann oder Ilse Perlebach? Sie setzen sich ehrenamtlich ein – für ihren Stadtteil, für ihre Kirchengemeinde, für die Anliegen, die ihnen wichtig sind.
- Worauf kommt es beruflich Mitarbeitenden im Diakoniewerk an, wenn Sie in der offenen Seniorenarbeit, in der interkulturellen Arbeit mit Seniorinnen und Senioren oder mit Ehrenamtlichen in unserer Stadt engagiert sind? Was sind die aktuellen Veränderungen, die für eine gelingende Arbeit in der Zukunft berücksichtigt werden müssen?
- Eine wachsende Zahl von Menschen aus EU-Ländern, insbesondere aus Rumänien und Bulgarien, finden bei uns trotz aller persönlichen Anstrengungen nicht das Glück, das sie erhofft hatten. Stattdessen landen sie als Wohnungslose auf der Straße, oft ohne jeden Rechtsanspruch auf Hilfe. Mitarbeitende aus dem Sozialzentrum Maxstraße und EU-geförderten Maßnahmen wie dem Streetwork-Projekt „Wubb – Wohnungslose unterstützen, beraten und begleiten" erzählen, was die konkreten Schwierigkeiten sind, wo Hilfe gelingt, wo sie ihre Grenzen hat und welche Hoffnungen sie selber bei ihrer Arbeit antreiben.

Es ist wichtig und richtig, den Glauben in unserem Alltag in den Blick zu nehmen. Ich bin allerdings überzeugt davon, dass es noch eine tiefer reichende Wahrheit gibt. In jedem Menschen schlummert die Sehnsucht nach der ganz großen Liebe, in der man von einer Lebensglut elektrisiert wird, die alles mit einem unendlichen Wert durchglüht. Diese Sehnsucht zielt weit über jede gelungene Gestaltung des eigenen Lebens und noch über die verlässlichste Liebe zwischen Menschen hinaus. Es ist die Sehnsucht nach der Liebe Gottes.
Diese Sehnsucht kann jedoch von keinem Menschen dauerhaft erfüllt werden. Wir sind eben Menschen, nicht Gott. Doch die befreiende Wahrheit ist: Gott liebt mich. Und als Ebenbild Gottes brauche ich nicht an mir zu zweifeln oder durch böse Erfahrungen die Lust am Leben zu verlieren – egal ob ich gut bin oder schlecht, erfolgreich oder ein Versager, jung oder alt, alleinlebend oder zu zweit, fromm oder gar nicht fromm. Wer sich dem Kontakt mit Gott öffnet, kann die Erfahrung machen, dass Gottes Nähe trägt, was immer passiert. Zu wissen, Gott ist da: Schon das ist Glück.
Zugespitzt lässt sich sagen: Gott liebt uns, also sind wir. Bereits die Tatsache, dass wir existieren und dass überhaupt etwas ist, löst tiefe Freude und Dankbarkeit aus. Glauben hilft, dankbar zu sein, wenn es andere gibt, in deren Zuwendung oder Hilfe ich ein Echo der Liebe Gottes sehe. Glaube hilft, dankbar zu sein, dass ich selber Kraft empfange, andere zu lieben. So antworten Menschen auf Gottes Liebe und gestalten ihr Leben im Sinne Gottes. Um noch einmal Gerd Theißen zu zitieren: *„Glaube ist ein Bündnis mit Gott, der die Welt mit Sinn erfüllen will."* Der AusBlick 2018 gibt Ihnen einen kleinen Einblick, wie beruflich und ehrenamtlich Mitarbeitende beim Diakoniewerk Essen an diesem Auftrag mitwirken. Und der biblische Monatsspruch für Mai 2018 aus dem Hebräerbrief 11, Vers 1, legt jedem die Kraft aus Gott ans Herz, die dazu befähigt, ein Leben „in fester Zuversicht" zu führen – gerade in schwierigen Lebensphasen: *„Es ist aber der Glaube eine feste Zuversicht dessen, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht."*

Pfarrer Andreas Müller, Vorstandsvorsitzender

„Wir im Revier III“: Stadtteil-Reinigung für eine „saubere“ Zukunft straffälliger Jugendlicher

Sie sind Jugendliche zwischen 14 und 20 Jahren. Jungen wie Mädchen. Sie sind straffällig geworden. Graffiti, Schwarzfahren, Schulverweigerung, Diebstahl oder Körperverletzung. Vom Jugendgericht zu Arbeitsstunden verurteilt, leisten sie diese in Friedhofsgärtnereien, Krankenhäusern, Schulen oder Kindergärten ab. Beim Projekt „Wir im Revier III“ tun sie das in dem sozialen Raum, in dem sie Schaden angerichtet haben – nämlich im Essener Bezirk III rund um Altendorf. So geben sie ihrem Stadtteil gleichzeitig etwas Sinnvolles zurück, quasi als sichtbare Wiedergutmachung ihrer Tat. Koordiniert von der Jugendgerichtshilfe des Diakoniewerks, werden sie dabei pädagogisch begleitet.

Bereits im Juni 2015 ging das Projekt an den Start. Seitdem treffen sich zweimal in der Woche bis zu acht Jugendliche im Altendorfer Stadtteilbüro BlickPunkt 101, von wo aus die zweieinhalbstündigen Einsätze gestartet werden. Pünktlich sind sie vor Ort, einige sind sogar schon etwas früher da. Man kommt schnell ins Gespräch – auch mit Ince Abdik und Marc Müller, die das Projekt betreuen. Aufgrund der unterschiedlichen Stundensätze gibt es keine konstante Gruppe, es ist ein Kommen und Gehen. Aber, und das ist wichtig: Die Abbruchquote ist gering. Rund 90 % der Teilnehmenden bleiben, bis sie ihre Stunden vollständig abgebaut haben. Eine ungewöhnlich hohe Quote, die für sich allein schon viel über den Erfolg des Projekts aussagt.

Die Basis der Initiative ist das gemeinsame Tun.

Und so geht es zusammen mit den Mitarbeitenden an die Arbeit. Meistens nach draußen zu öffentlichen Plätzen oder zum Niederfeldsee. Mit im Gepäck: Greifzangen, Fugenkratzer und was man sonst noch so benötigt, um Wege und Flächen von Dreck und Abfall zu befreien. Das Equipment ist größtenteils eine Leihgabe der Bürgerinitiative „Altendorfs Bürger engagieren sich“. Die ehrenamtliche Truppe um Initiator Johannes Hüttemann sorgt bereits seit 2012 für Sauberkeit im Stadtteil. Nur liegt der Altersdurchschnitt dort ein wenig höher. Wahrscheinlich mit ein Grund dafür, warum die Jugendlichen von „Wir im Revier III“ von der Bevölkerung so positive Rückmeldungen erhalten.

Junge Menschen, die anpacken, die etwas für ihre Umwelt tun.

Zuspruch und Anerkennung sind da vorprogrammiert. Nicht selten bleiben Bürgerinnen und Bürger stehen und bedanken sich persönlich, manchmal sogar mit Handschlag. Oder die Truppe wird kurzerhand auf ein Eis eingeladen. Auch das ist schon vorgekommen. So viel Lob tut richtig gut und motiviert obendrein.

Das Team der Jugendgerichtshilfe um Leiter Henning Teune (Mitte) und seine Kollegen Lothar Jordan (links) und Christian Cappius (rechts) freut sich über den Erfolg des Projekts:
· 82 Jugendliche hat die Jugendgerichtshilfe seit Projektbeginn im Juni 2015 betreut
· 1.050 Sozialstunden wurden insgesamt im Stadtteil geleistet
· maximal 8 Jugendliche sind innerhalb des Projekts gleichzeitig im Einsatz

Dass es bei dem Projekt nicht nur um den reinen Stundenabbau geht, merken die Jugendlichen schnell.
Aus dem engen Kontakt zu den Mitarbeitenden und der daraus entstehenden Vertrauensbasis entwickeln sich persönliche Gespräche. Dadurch ist eben auch eine pädagogische Aufbereitung möglich, die von vielen Jugendlichen angenommen wird.

So zum Beispiel von Klaus M. (Name geändert), 16 Jahre alt. Er wurde in einem Verfahren wegen Sachbeschädigung zu einer Auflage von 60 Arbeitsstunden verurteilt. Auf den ersten Blick stand die Tat in keinem Zusammenhang mit seinem Cannabis-Konsum, der erst im Verlauf des Projekts deutlich wurde. Den Mitarbeitenden fiel der Junge durch Trägheit, Zuspätkommen und körperliche Symptome auf. In Zusammenarbeit mit dem zuständigen Sozialarbeiter der Jugendgerichtshilfe gelang es schließlich, Klaus auf freiwilliger Basis an die Suchtmedizinische Ambulanz des LVR-Klinikums Essen anzubinden, wo er anschließend eine stationäre Therapie vollzog.

„Wir im Revier III“ – eine Bereicherung für „herausfordernde“ Jugendliche, aber auch für die Stadt Essen, insbesondere den Bezirk III rund um Altendorf, für den seither mehr als 1.000 Arbeitsstunden erbracht wurden.

Mit Kosten in Höhe von 15.000 Euro pro Jahr läuft das Projekt so lange, wie es durch Spendenmittel finanzierbar ist.
Angeschoben wurde es 2015 von der Anneliese Brost-Stiftung, deren Förderschwerpunkt auf der Unterstützung von benachteiligten Kindern und Jugendlichen liegt – insbesondere aus sozial schwachen und zerrütteten Familien in Essen und Umgebung. Zurzeit trägt es sich ausschließlich aus Spenden, Kollektenmitteln und Eigenmitteln des Diakoniewerks.
Kathrin Michels

Unterstützen Sie das Projekt per Charity-SMS!

Sie möchten die Arbeit von „Wir im Revier III“ schnell und bequem unterstützen? Dann greifen Sie doch einfach zu Ihrem Handy oder Tablet und helfen Sie mit 3 Euro per SMS!

So funktioniert’s:
- Senden Sie eine SMS mit dem Kennwort „sauber“ an die Nummer 81190. Automatisch erhalten Sie eine Bestätigungs-SMS.
- Von Ihrer Mobilfunk-Rechnung werden Ihnen 3 Euro abgebucht – zuzüglich der Standard-SMS-Versandkosten Ihres Mobilfunkanbieters.
- 2,83 Euro fließen direkt in die Arbeit des Projekts „Wir im Revier III“. 17 Cent gehen für die Bereitstellung des Dienstes und die Bestätigungs-SMS an den Anbieter.

Wichtig:
- Der Datenschutz ist gewährleistet, denn es werden keine Kundendaten weitergeben.
- Die Charity-SMS gilt nicht als „Förderung steuerbegünstigter Zwecke i.S.d. § 10b EStG“. Daher können auch keine Spendenbescheinigungen ausgestellt werden.

3 Euro, die gut ankommen: Einfach „sauber“ an die 81190 senden.

Fürs Lebens lernen: Zwei Studenten begleiten die Jugendlichen und packen auch selbst mit an

Ihr begleitet und beaufsichtigt die Jugendlichen bei ihren Arbeitsauflagen. Was reizt euch an dieser Aufgabe?

Marc: Wir sammeln hier jede Menge Erfahrung für unser Studium und unsere berufliche Zukunft. Und es ist natürlich auch ein erster Schritt ins Diakoniewerk.

Ince: Ja genau, wir knüpfen sehr viele Kontakte und lernen Vorgänge der Sozialarbeit kennen. Vor kurzem durfte ich bei einer Gerichtsverhandlung dabei sein. Das ist für mich auch neu und spannend. Und natürlich der Umgang mit den Jugendlichen selbst. Wir kriegen hier Themen mit, die wir aus dem privaten Umfeld bisher so noch nicht kannten.

Marc: Das stimmt. Man bekommt eine ganz andere Perspektive aufs Leben, etwa was Kriminalität anbelangt.

Wie sieht die Zusammenarbeit mit der Jugendgerichtshilfe aus? Handelt ihr in Eigenregie oder in Absprache mit den Sozialarbeitern?

Ince: Die Sozialarbeiter sind immer vor Ort. Wir sprechen uns natürlich vorher ab, halten Rücksprache, setzen uns zusammen und können sie bei Bedarf auch jederzeit anrufen.

Marc: Die Zusammenarbeit läuft wirklich super, es macht großen Spaß!

Ince: Wir diskutieren viel, bekommen neue Sichtweisen aufgezeigt. Aber wir können auch unsere eigenen Ideen voll mit einbringen.

Marc: Es kommt gut an, wenn wir unsere eigene Meinung äußern, und bringt auch eine gewisse Dynamik.

Ihr scheint hochmotiviert. Wie motiviert ihr die Jugendlichen?

Ince: Abwechslung ist ganz wichtig. Im Frühjahr und Sommer sind wir viel draußen am Niederfeldsee, entfernen dort Müll und Unkraut.

Marc: Im Winter und bei schlechtem Wetter übernehmen wir aber auch andere Aufgaben. Letzte Woche haben wir zum Beispiel für das Freizeitreferat die Gesellschaftsspiele auf Vollständigkeit geprüft und sortiert.

Ince: Marc und ich machen natürlich auch immer alles mit, leisten die gleiche Arbeit.

Marc: Dadurch entsteht eine gute Beziehung zu den Jugendlichen. Es ist viel Kommunikation im Spiel.

Ince: Ein besonderer Ansporn ist wahr-

Ince Abdik und Marc Müller

Name: Ince Abdik
Alter: 28 Jahre
Studium: Soziale Arbeit

scheinlich die Zustimmung, die die Jugendlichen für ihre Arbeit bekommen. Von den Passanten – gerade auch von vielen Gleichaltrigen, die fragen, ob sie helfen können.

Marc: Ja, das ist wirklich so. Aber die Arbeit am See macht den meisten teilnehmenden Jugendlichen auch wirklich viel Spaß. Einige haben sogar schon Interesse am Garten- und Landschaftsbau bekundet. Auch ein toller Nebeneffekt!

Wie nah lassen die Jugendlichen euch wirklich heran? Was schöpft ihr aus dieser Nähe?

Marc: Wir haben eine vertrauensvolle Ebene mit den Jugendlichen, sie erzählen uns viel.

Ince: Sie suchen auch unseren Rat. Wir versuchen, das ganze pädagogisch anzugehen, reflektieren die Situationen und ermuntern zum Gespräch. Wir geben ihnen auch schon mal Fragen mit nach Hause, damit sie sich mit sich selbst und ihrem Leben auseinandersetzen. Da kommen dann manchmal ganz tolle Ergebnisse bei raus. Ich erinnere mich an einen Text, den eine Jugendliche geschriebenen hatte. Da steckte richtig viel Potenzial drin. Wir haben sie ermutigt, dran zu bleiben.

Marc: Mir fällt spontan die Manga-Zeichnung eines Jugendlichen ein. Die sah wirklich professionell aus. Das haben wir ihm auch gesagt.

Ince: So entdecken wir, welche Talente in den Jugendlichen stecken. Sie freuen sich, wenn wir ihnen unsere Wahrnehmung mitteilen.

Marc: Wir geben ihnen Rückmeldung und bestätigen sie in ihren Stärken.

Und wie sieht es außerhalb der Arbeitsstunden aus? Seid ihr dann immer noch Ansprechpartner für die Jugendlichen?

Ince: Die Jugendlichen wissen, dass wir nicht nur in der Zeit vor Ort für sie da sind. Genau dafür haben wir auch Diensttelefone.

Marc: Alle Jugendlichen haben unsere Diensthandynummer. Sie wissen, dass sie uns anrufen können und wir für sie da sind.

Ince: Mir fällt da ein Jugendlicher ein, der schon in einer eigenen Wohnung lebte und bei dem die Heizung im Winter nicht lief. Da haben wir uns eine halbe Stunde früher getroffen und zusammen mit dem Sozialarbeiter beim Amt angerufen und ein Schreiben aufgesetzt.

Marc: Ich hab mich auch schon mal angeboten, einen Jugendlichen morgens zu wecken und zur Schule zu bringen. Der Gang zur Schule war für ihn auch deshalb problematisch, weil er Ärger erwartete. Leider hat er mein Angebot letztendlich nicht angenommen.

Stichwort „Ohnmacht". Ist es nicht ein Stück weit entmutigend, manchmal nicht weiter zu kommen?

Marc: Es gibt natürlich Situationen, wie die eben geschilderte. Da redet man intensiv mit jemandem, und versucht, da zu sein und zu helfen. Wenn man dann nicht weiterkommt oder sogar angelogen wird, merkt man: Schade, hier kannst du nichts erreichen.

Ince: Das Gefühl, etwas zu bewirken, ist dafür umso schöner. Ich kann mich an eine Gesprächsrunde erinnern, in der wir über den Stadtteil gesprochen haben, über Strukturen und Gewalt. Ein Jugendlicher hatte beim Erzählen sogar Tränen in den Augen. Das ist bei mir ganz stark haften geblieben.

Und wie sieht es mit der Rückfallquote aus?

Ince: Es gibt Jugendliche, die haben einmal Mist gebaut und bereuen es. Aber es gibt natürlich auch welche, die schon mehrmals bei uns waren.

Marc: Die meisten kommen nur einmal zu uns. Aber wir verbringen ja nur einen Bruchteil ihrer Zeit mit ihnen. Sobald sie in ihr Umfeld zurückkehren, haben wir nichts mehr zu sagen. Da ist unser Einfluss zu gering.

Was wollt ihr den Jugendlichen mit auf den Weg geben?

Ince: Sucht euch ein Hobby! Vielen Jugendlichen fehlen einfach Regeln und Strukturen. Wenn wir sie fragen, was sie so in ihrer Freizeit machen, dann sagen die meisten: „Durch die Stadt oder zum Limbecker Platz laufen", und „Shisha rauchen". Ihnen fehlt ganz klar eine Beschäftigung, etwas, was sie wirklich gerne tun, um nicht wieder auf dumme Gedanken zu kommen.

Marc: So ist es. Wir empfehlen ihnen: Sucht euch Vereine und knüpft neue Kontakte. Brecht alte Kontakte ab, wenn die nicht gut für euch sind und findet neue Wege, um Spaß und Freude am Leben zu haben!

Das Interview führte Kathrin Michels

Name: Marc Müller
Alter: 27 Jahre
Studium: Soziale Arbeit

Pragmatiker und Visionär: Johannes Hüttemann gründete die Altendorfer Bürgerinitiative.

Helfen macht glücklich: Der Altendorfer Johannes Hüttemann zeigt, wie es geht

„Begeisterung, Leidenschaft, Biss“, lautet das Motto von Johannes Hüttemann, Initiator und Motor des Projekts „Altendorfs Bürger engagieren sich“. Ohne ihn würde die ehrenamtliche Reinigungstruppe nicht schon seit mittlerweile sechs Jahren existieren.

Auch das Projekt „Wir im Revier III“ kooperiert, was Gerätschaften, Logistik und Entsorgung anbelangt, von Beginn an mit Johannes Hüttemann: Greifzangen, Fugenkratzer und Müllkarren etwa dürfen die Jugendlichen ganz selbstverständlich mitnutzen und für den Müllcontainer haben die Mitarbeitenden sogar einen eigenen Schlüssel.

Ja, seine Initiative sei schon eine einmalige Sache in Essen, erklärt mir Johannes Hüttemann nicht ohne berechtigtem Stolz bei unserem Treffen. Bestand und Verlässlichkeit halte die Gruppe zusammen. Es sei genau dieses Durchhaltevermögen, das zählt, gerade in der heutigen Zeit, wo doch alles so kurzlebig ist. Recht hat er. Die Kontinuität in der Gruppe ist schon wirklich etwas Besonderes.

„Wir sind draußen an der frischen Luft — und wenn man dann noch die Zangen dabei hat, ist das doch gleich ein doppelter Effekt.“

Angefangen hat alles am 12. Mai 2012, daran erinnert sich Johannes Hüttemann noch ganz genau. Seitdem ist der 71-Jährige mit rund acht Helferinnen und Helfern jeden Samstag ab 10.30 Uhr für eineinhalb Stunden unterwegs, um die Flächen rund um Berthold-Beitz-Boulevard, Krupp-Park, Radtrasse und Niederfeldsee, Jahnplatz, Spielplatz und Rasenfläche zu reinigen. „So schnell geht’s nur, weil es eben regelmäßig wöchentlich stattfindet“, betont der Initiator des Projekts. 400 Liter Müll sammelt die Truppe an einem ganz normalen Samstag. Und tut nebenbei noch etwas für die Gesundheit, wie mir der aktive Rentner erklärt: „Wir sind draußen an der frischen Luft, gehen spazieren und unterhalten uns – wenn man dann noch die Zangen dabei hat, ist das doch gleich ein doppelter Effekt.“

Gleichzeitig sensibilisiert die Truppe bei ihren Einsätzen ihre Mitmenschen dafür, auf mehr Sauberkeit zu achten und den eigenen Müll selbst zu entsorgen. Für Hundebesitzer, die die Hinterlassenschaften ihrer Vierbeiner nicht entsorgen, haben sie beispielsweise immer eine Rolle Kotbeutel dabei, die Johannes Hüttemann dann gerne mit den Worten: „Ein kleines Geschenk für Sie und Ihren Hund“, überreicht.

Johannes Hüttemann setzt auf Kommunikation und eine persönliche Ansprache. So hat er seine Truppe auch zusammengestellt. „Einen Zettel aufhängen – ‚Hier ist ’ne Anlaufstelle, da können Sie mitmachen‘, reicht nicht aus“. Deshalb hat der Rentner die Leute zunächst auf der Straße angesprochen. Das war zwar sehr zeitaufwändig, aber es hat sich gelohnt. 35 bis 40 Ehrenamtliche unterstützen ihn und sein Projekt.

Die direkte Kontaktaufnahme verfolgt er auch heute noch, etwa, wenn er gegen Ende der Woche die Gruppe für Samstag zusammenstellt. „Bestimmt wäre die Kommunikation per WhatsApp oder Facebook einfacher“, weiß der 71-jährige. Aber ihm ist das persönliche Gespräch immens wichtig. Also greift er zum Telefon und ruft jeden Einzelnen an. Und wenn einer nicht kann, macht er direkt einen Termin für das nächste Mal aus. „Ich möchte nachfühlen, wie die Leute im Moment denken, sie bei Laune halten. Gerne lade ich die Teilnehmer dafür auch schon mal zu einer Tasse Kaffee ein.“ Oder wie jedes Jahr einmal im Dezember zu Glühwein und Würstchen in seinen Garten. Der ist dann randvoll mit Ehrenamtlichen, Leuten von der Stadt und aus der Politik. Beim letzten Mal habe der Geschäftsführer der Essener Entsorgungsbetriebe eine Dankesrede gehalten. „Das ist eine hohe Wertschätzung für die Gruppe, die auf den Einsatz jedes Einzelnen angewiesen ist“, gibt mir Hüttemann zu verstehen.

„Altendorf ist so viel besser als sein Image.“

Welche Ziele er mit seinem Engagement verfolgt, frage ich ihn. „Altendorf ist so viel besser als sein Image“, ist Johannes Hüttemann sich sicher. Und dieses Image kontinuierlich zu verbessern, das ist seine Motivation. „Uns, als Nachkriegsgeneration, geht es doch gut hier. Ich möchte der Gesellschaft und meinem Stadtteil einfach etwas wiedergeben.“ Dafür macht und tut

er, was er nur kann. Und er denkt immer weiter. Sein neuester Clou: Zweimal im Jahr, im Frühjahr und im Herbst, veranstaltet er mit Unterstützung der ortsansässigen Wohnungswirtschaft ein Konzert am Niederfeldsee, bei dem verschiedene Künstler und Bands auftreten. „Die Reinigungsinitiative lief gut, da hab' ich überlegt, wie ich dem Stadtteil noch weiterhelfen kann", sagt Johannes Hüttemann wie selbstverständlich. Die Konzerte sind kostenlos und ebenfalls ein großer Erfolg. Etwa 400 Besucherinnen und Besucher waren beim letzten Mal vor Ort und – dank der Radtrasse – ganz viele Zufallsgäste, die sich von der Schönheit und Vielfalt Altendorfs beeindrucken lassen konnten.

„Was hier seinen Ursprung hat, auch in anderen Stadtteilen umzusetzen, das ist möglich."

Johannes Hüttemann ist einfach ein Macher, ein Vorbild, und er hat eine Vision: Seine Idee auf ganz Essen zu übertragen. „Was hier seinen Ursprung hat, auch in anderen Stadtteilen umzusetzen, das ist möglich", meint Johannes Hüttemann. Wenn man es anpackt, wäre es eigentlich auch ganz einfach. „Aber es fehlt überall an Flexibilität, alles wird verkompliziert. Es wird moderiert, diskutiert, delegiert und am Ende wird nichts gemacht", redet sich der engagierte Aktivist ein wenig in Rage. Aber wahrscheinlich hat er Recht, es fehlen einfach die Leitwölfe. Eben solche Menschen, wie er selbst. Die anpacken, sich durchbeißen, auch Rückschläge hinnehmen und vor allem: durchhalten. So war Johannes Hüttemann schon immer, erzählt er mir, auch als junger Mensch, als er nach dem Tod seines Vaters die Gärtnerei und das Blumengeschäft übernahm. Eine schwere Zeit, aber schon damals hat er sich durchgekämpft.

Und das wünscht er auch den Jugendlichen von „Wir im Revier III". Dass sie nicht nur an heute denken, sondern dass sie durchhalten und vor allem: Disziplin lernen. Jeder mache Fehler – er selber habe auch viele Fehler in seinem Leben gemacht. Aber: Jeder könne an sich arbeiten. Das hat Johannes Hüttemann ein Leben lang getan und dabei viel nachgedacht über sich und eben das Leben selbst. Seine Gedanken hat er in einem Büchlein niedergeschrieben. Der Titel: „Kleine Weisheiten zum Glück". Das drückt er mir am Ende unseres Gesprächs in die Hand. Als ich es aufschlage, fällt mir direkt ein Satz ins Auge: „Wer anderen hilft, tut seinem Herzen und seiner Seele etwas Gutes. Wer nur für sich selbst lebt, kann niemals über sich hinauswachsen …"

Kathrin Michels

„Win-Win-Situation": Stadtteilbüro-Koordinatorin Regina Moock zu „Wir im Revier III"

„Eines ist sicher – ohne die beiden Initiativen wäre der Pflegezustand in Altendorf nicht so gut. Durch die hervorragende Zusammenarbeit und den engen Austausch mit Herrn Hüttemann und den Sozialarbeitern bekomme ich viele Themen mit, die sich an den verschiedenen Plätzen und am See zeigen. Werden an manchen Stellen etwa vermehrt Cannabis-Tüten oder sogar Heroin-Spritzen gefunden, so kann ich in Kooperation mit den relevanten lokalen Akteuren wie etwa der Polizei, Suchthilfe und Jugendhilfe die Problematik angehen.

Das Projekt „Wir im Revier III" ist eine klassische Win-Win-Situation. Ganz klar, der Stadtteil profitiert stark von den Jugendlichen. Umgekehrt gibt ihnen das Projekt aber auch viel zurück. Sie werden von den Bürgerinnen und Bürgern nicht als Straftäter wahrgenommen, sondern als junge Menschen, die sich positiv engagieren. Sie erfahren hier jede Menge Lob und Anerkennung für ihr Tun. Diese Wertschätzung, gepaart mit der Unterstützung der Sozialarbeiter und der Mitarbeitenden des Projekts, zeigt ihnen, dass sie mit ihrem Handeln auch etwas Sinnvolles erreichen können, dass sie ein Teil dieser Gesellschaft sind. Wie ich finde, ein sehr guter Versuch, das Leben in eine andere Perspektive zu lenken."

Im Gespräch: Bereichsleiterin Petra Fuhrmann, Geschäftsbereichsleiter Volker Schöler und die beiden Streetworker Thorben Ehlhardt und Joachim Langerwisch (von links).

Mangels Perspektive: „Wubb“-Projekt setzt sich für wohnungslose EU-Zuwanderer ein

„Wubb“ lautet das Kürzel eines außergewöhnlichen Street-Work-Projekts der Wohnungslosenhilfe — die Abkürzung für „Wohnungslose unterstützen, beraten und begleiten“. Seit dem 1. Januar 2016 läuft die durch das Bundesministerium für Arbeit und Soziales und den Europäischen Hilfsfonds „EHAP“ geförderte bundesweite Maßnahme in Essen, die sich für die „am stärksten benachteiligten Personen“ einsetzt. Nämlich für neu zugewanderte EU-Bürgerinnen und -Bürger und wohnungslose Menschen, die sich in prekären Lebenssituationen befinden. Denjenigen, die aufgrund der aktuellen rechtlichen Rahmenbedingungen über keinerlei Rechtsansprüche verfügen, droht eine existenzielle Zwickmühle. Die AusBlick-Redaktion sprach mit den Projektverantwortlichen und den direkt auf der Straße tätigen Mitarbeitenden über die Möglichkeiten und Grenzen des Projekts.

Wohnungslose zu unterstützen, zu beraten und zu begleiten: das beschreibt doch eigentlich das Kerngeschäft der Wohnungslosenberatung. Was ist denn das Besondere, das Neue am aktuellen „Wubb“-Projekt?

Volker Schöler: Durch die Installation des „Wubb“-Projekts erhalten wir Zugang zu einem Personenkreis, den wir über die „Komm-Struktur“ der klassischen Wohnungslosenberatung normalerweise nicht erreichen. Aufgrund einer Gesamtsteigerung der Beratungsfälle um etwa 50 % in den letzten fünf Jahren verfügen unsere Mitarbeitenden über zu wenig personelle Kapazitäten, um die Beratungsstelle im Sozialzentrum Maxstraße zu verlassen. Durch das Streetwork-Konzept des „Wubb“-Projekts können wir von uns aus eine „Geh-Struktur“ entwickeln und aktiv auf die Menschen zugehen, die sich auf der Straße aufhalten. Der Fokus liegt dabei auch auf Personen aus anderen EU-Ländern, die bisher noch nicht an das Hilfesystem hier vor Ort angedockt werden konnten, die also auf eine aufsuchende Arbeit angewiesen sind.

Petra Fuhrmann: Der „Europäische Hilfsfond für die am stärksten benachteiligten Personen“, für den die Abkürzung „EHAP“ steht, dient der Unterstützung zugewanderter EU-Bürger, die sich in besonders prekären Lebenslagen befinden und auch deutschen Bürgerinnen und Bürgern, die von Wohnungslosigkeit betroffen oder bedroht sind. Über das „Wubb“-Projekt helfen wir diesen Menschen – etwa auch denjenigen, die bei der Arbeitssuche mangels Qualifikation und aufgrund von Sprachproblemen gescheitert und auf der Straße gelandet sind.

„Wir bieten unsere Hilfe an und sind das Bindeglied zum Sozialzentrum.“

Wo und wie kommen Sie denn mit den Menschen überhaupt in Kontakt?

Joachim Langerwisch: Wir kennen ja die Orte, an denen sich die Leute aufhalten – um den Bahnhof herum, in der City, in Borbeck, Altenessen und Altendorf, Steele und Huttrop. Auch Anrufen von besorgten Mitbürgerinnen und Mitbürgern gehen wir natürlich nach. Dann suchen wir zunächst einmal den Erstkontakt, um die Situation und die Bedürfnisse zu klären: Versuchen herauszufinden, welche Sprache sie sprechen, ob Anspruch auf Leistungen besteht oder eine psychische

Wubb Wohnungslose unterstützen, beraten und begleiten

Erkrankung vorliegt. Viele von ihnen kennen grundsätzlich das Angebot des Sozialzentrums und der Bahnhofsmission. Wir versuchen dann, eine Beziehung aufzubauen, damit sie merken: Der tut einem nichts, dem kann man vertrauen. Wir bieten unsere Hilfe an, sind das Bindeglied zum Sozialzentrum und nehmen die Menschen mit, wenn sie Kleidung benötigen oder es draußen zu kalt ist.

Wie reagieren die Menschen denn, wenn Sie auf sie zugehen?

Thorben Ehlhardt: Der ein oder andere empfindet es tatsächlich erstmal als bedrohlich, wenn wir auf ihn zukommen, weil er es auch gar nicht gewohnt ist, angesprochen zu werden. Deshalb gehen wir häufig erstmal vorbei, grüßen nett, und kommen nach zehn Minuten wieder, um einen Zugang zu finden und ins Gespräch zu kommen. Andere sind allerdings sehr froh darüber, wenn sie mal in Ruhe ein bisschen reden können.

Die aus dem EHAP-Fonds finanzierten Projekte zielen auch auf die Gruppe der EU-Zuwanderer. Ihre erste Frage ist aber doch nicht die nach der Herkunft, oder?

Joachim Langerwisch: Nein, alle wohnungslosen Menschen werden von uns gleich behandelt. In Zusammenarbeit mit unseren Partner-Projekten zur Integration von Migrantinnen und Migranten sind wir zwar zunächst für neuzugewanderte EU-Bürgerinnen und -Bürger zuständig, suchen aber auch nach passenden kreativen Lösungen, wenn wir Menschen aus Drittstaaten begegnen.

Petra Fuhrmann: Wenn zum Beispiel ein Wohnungsloser aus Ghana ein gesundheitliches Problem hat, sagen wir ja nicht, dass wir nicht zuständig sind, sondern leiten zur medizinischen Nothilfe weiter. Wichtig ist die Anbindung an das System – und die Vermittlung zu passenden Hilfsangeboten. In den Richtlinien steht aber auch klar drin, dass wir keine weitergehende Beratung leisten dürfen, um neben den bereits bestehenden Unterstützungssystemen keine neuen Strukturen aufzubauen.

Ziel ist also die Anbindung an die Beratungsstelle im Sozialzentrum Maxstraße?

Joachim Langerwisch: Die Maxstraße ist tatsächlich die erste Anlaufstelle für fast alle Belange. Natürlich fragen wir aber zuerst einmal nach dem Bedarf des Klienten. Hat jemand seinen Personalausweis oder Reisepass verloren, geht es zunächst darum, ein vorläufiges Dokument zu organisieren. Also den Verlust bei der Polizei zu melden, wodurch auch die Geldmittel organisiert werden können, um die Neuausstellung – etwa beim zuständigen Konsulat – zu beantragen. Wir versuchen, die Übergänge zu erleichtern, die ohne uns ins Stocken geraten würden – etwa den Gang zur Polizei, der aufgrund der Erfahrungen aus den Heimatländern häufig nicht sehr beliebt ist.

Inwieweit können Sie den Klienten helfen und woran scheitern Sie?

Joachim Langerwisch: Leider scheitern wir oft an den bestehenden Strukturen. Wir betreuen beispielsweise vier litauische Männer unter einer Autobahnbrücke, die russisch sprechen, aber nicht lesen und schreiben können. Früher haben sie mal hier und da schwarz gearbeitet, sind dazu körperlich aber nicht mehr in der Lage. Sie wollen aber auch nicht mehr zurück in ihr Heimatland. Da sie keine rechtlichen Ansprüche auf Sozialleistungen haben, bleiben ihnen nur noch die kostenlosen Angebote einiger Hilfsorganisationen – wie etwa der Bahnhofsmission, der Suppenküche, der Indischen Schwestern und des Hauses Nazareth. Aber es gibt keine Strukturen, diesen Zustand zu überwinden. Solange sie nicht zurück wollen, dreht sich alles nur um Essen, Trinken und Schlafen – eben unter der Autobahnbrücke. Anbieten können wir ihnen nur die Unterstützung bei der Organisation der Rückreise und der hierfür notwendigen Fahrttickets, um über den Busbahnhof zurück ins Heimatland zu reisen.

„Leider scheitern wir oft an den bestehenden Strukturen“

„Für viele ist die Hilfestruktur hier attraktiver, als das nicht vorhandene System im Heimatland.“

Petra Fuhrmann: Wo Herr Langerwisch oft genug auch schon sehr früh morgens bereit steht.

Joachim Langerwisch: Dann geht es darum, diesen Prozess zu Ende zu führen. Denn es bringt nichts, wenn kurz vor der Abreise noch etwas schiefläuft – weil jemand zu spät kommt oder den Bus nicht findet. Deshalb treffe ich mich dort immer 45 Minuten vor der Abfahrt, um zu schauen, ob alles klappt und um den Klienten im Gespräch auf die Rückreise vorzubereiten.

Wollen diese Menschen denn überhaupt zurück in ihr Heimatland?

Joachim Langerwisch: Aufgrund dessen, dass sie hier keine Leistungsansprüche haben, gibt es ja keine echte Alternative. EU-Zuwanderer können gegenüber dem JobCenter nämlich erst dann Leistungsansprüche geltend machen, wenn sie den Arbeitnehmerstatus erlangt haben – also wenn sie innerhalb von zwei Jahren mindestens ein Jahr lang einer sozialversicherungspflichtigen Arbeit nachgegangen sind. Ansonsten stellt sich die Frage, wie lange man das durchhält. Schwarz arbeiten, schwarz wohnen – vieles kriegen wir ja erst durch Räumungsklagen wegen Mietrückständen oder Verwahrlosung mit. Keiner weiß genau, wohin mit diesen Menschen, denn auch zur Unterbringung in Flüchtlingsunterkünften fehlt die Berechtigung.

Was sind denn die Erfolge Ihrer Arbeit? Atmen Sie auf, wenn der Klient dann endlich im Bus in sein Heimatland sitzt?

Joachim Langerwisch: Na ja, auch das ist ja oft nur eine Verschiebung des Problems zurück ins Heimatland – verbunden mit der Hoffnung, dass sie dort stark genug sind, um neue Lösungen zu entwickeln. Für viele ist die Hilfestruktur in Deutschland allerdings immer noch attraktiver, als das nicht vorhandene System im Heimatland. Für mich ist es ein Erfolg, wenn ein Klient wieder einen Personalausweis hat – denn dann kann er wieder aktiv wer-

Verantwortet die Wohnungslosen- und Gefährdetenhilfe: Geschäftsbereichsleiter Volker Schöler.

den. Ohne Personalausweis ist er für das System nicht real, nicht existent. Mit dem Ausweis kann er sich wieder sichtbar machen, kann beim JobCenter Leistungen und eine Krankenkassenkarte beantragen.

Petra Fuhrmann: Mit Personalausweis kann man dann auch ein Bankkonto eröffnen und Leistungsansprüche durchsetzen. EU-Zuwanderer, die hier noch keinen Arbeitnehmerstatus haben, sind davon allerdings ausgeschlossen. Das ist natürlich frustrierend, sowohl für den Klienten, als auch für die Mitarbeitenden, weil man immer wieder an diese Grenzen stößt. Ein Erfolg besteht aber auch darin, wenn die Menschen das Arztmobil aufsuchen, regelmäßige Behandlungstermine wahrnehmen oder die Aufnahme in ein Krankenhaus gelingt. Denn ohne eine Krankenversichertenkarte sind sie dort natürlich nicht gerade hochwillkommen, weil die Behandlungskosten letztlich von niemandem übernommen werden.

„Unser gesamtes Hilfesystem basiert auf einem persönlichen Leistungsanspruch.“

Ab wann hat man hierzulande denn Anspruch auf eine Krankenversicherung?

Petra Fuhrmann: Wenn jemand sozialversicherungspflichtig beschäftigt ist, greift die Krankenversicherung sofort. Und auch mit der Anmeldung beim JobCenter und dem Bezug von Hartz IV-Leistungen.

Joachim Langerwisch: Sie gilt aber natürlich für niemanden, der hier schwarz arbeitet, etwa auf dem Bau.

Was für Unterstützungsmöglichkeiten haben Sie bei Menschen, die durch dieses Raster der Rechtsansprüche fallen?

Petra Fuhrmann: Zunächst einmal stellen wir die grundsätzliche Versorgung sicher. Jeder kann sich bei uns im Sozialzentrum aufhalten, die Dusche und die Suppenküche nutzen und in der Notübernachtungsstelle schlafen. Allerdings gilt dies auch nicht unbegrenzt, sondern es muss auf Dauer eine Perspektive entwickelt werden.

Volker Schöler: Wie gesagt, unser gesamtes Hilfesystem basiert grundsätzlich auf der Geltendmachung eines persönlichen Leistungsanspruchs. Und diejenigen, die über keinen Leistungsanspruch verfügen, die kennt das System auch nicht. Als Deutscher kann man sich immer irgendwo eine Anschrift besorgen, wie etwa bei uns im Sozialzentrum, wo 1.800 Personen ihre Postanschrift hinterlegt haben. Wer allerdings als Nichtdeutscher hier strandet – angeworben mit Versprechungen über völlig unrealistische Verdienstmöglichkeiten – für denjenigen gibt es kein Hilfesystem, an das er angebunden werden kann. Kurz gesagt, diese Leute haben keinen Rechtsanspruch und das einzige, das man ihnen bieten kann, ist eine Fahrkarte zurück nach Hause. Alles andere ist ansonsten nur auf die Befriedigung absoluter Grundbedürfnisse beschränkt – medizinische Versorgung, Notübernachtung, Kleidung. Darüber hinaus können wir keine Mittel generieren, geschweige denn eine Wohnung. Das ist natürlich auch für die Mitarbeitenden nicht gerade motivierend.

Petra Fuhrmann: Selbst für die Notübernachtungsstelle benötigt man streng genommen einen Übernachtungsschein des JobCenters. Allerdings weisen wir hier auch niemanden ab. Wenn bei uns jemand vor der Tür steht, wird er auch aufgenommen. Diese Praxis wird von der Stadt Essen ebenso toleriert, wie die notwendige medizinische Versorgung. Wenn jemand nicht reisefähig oder die Behandlung im Herkunftsland nicht möglich ist, kann in Absprache mit dem Gesundheitsamt auch schon mal eine stationäre Versorgung erfolgen.

„Wer bei uns vor der Tür steht, wird auch aufgenommen.“

Wie sieht die Überleitung in stationäre Einrichtungen aus, etwa in Wohnheime für wohnungslose Menschen?

Petra Fuhrmann: Eine Vermittlung in spezialisierte stationäre Wohnformen, wie sie etwa das Haus Wendelinstraße anbietet, ist nur möglich, wenn auch ein Leistungsanspruch besteht.

Thorben Ehlhardt: Und auch die Unterbringung in einer Flüchtlingsunterkunft erfolgt nur im absoluten Ausnahmefall – zum Beispiel, wenn jemand durch eine Hausräumung seine Wohnung verliert.

Petra Fuhrmann: Als letzte Möglichkeit gibt es noch den Passus des „unabweisba-

Petra Fuhrmann leitet das Sozialzentrum Maxstraße, in der sich auch die Beratungsstelle für Wohnungslose befindet.

Joachim Langerwisch, „Wubb“-Streetworker des Diakoniewerks …

ren Bedarfs“, wonach vier Wochen lang Sozialleistungen gezahlt werden. Allerdings nur unter der Bedingung, danach auch tatsächlich auszureisen. Für unsere Mitarbeitenden liegt die Schwierigkeit dann darin, die vorgegebene Ausreisewilligkeit realistisch einzuschätzen.

Wie viele Menschen haben Sie über das „Wubb“-Projekt schon erreicht?

Joachim Langerwisch: In 2017 hatten wir Kontakt zu 198 Menschen, von denen aber auch einige das Beratungsangebot nicht angenommen haben. In 2016 waren es 159 Klienten. Unser Ziel ist es aber nicht, die Zahlen zu maximieren, sondern mit den Menschen bestmöglich zu arbeiten. Im Idealfall, bis man die Anbindung ans Hilfesystem geschafft hat. Das ist im Einzelfall natürlich aufwändiger und dauert seine Zeit.

Petra Fuhrmann: In den Förderrichtlinien gibt es dafür klare Vorgaben. Im Rahmen einer Kurzberatung waren dort zunächst maximal vier Kontakte pro Klient vorgesehen. Dies erwies sich jedoch als unrealistisch, weil der Hilfebedarf einfach viel höher ist – gerade auch dann, wenn man jemanden zu den Ämtern begleiten muss. Das ist beim Bundesverwaltungsamt dann auch so anerkannt worden und die Anzahl an Kontakten wurde erhöht. Zudem finden sich dort auch klare Zielindikatoren, wonach wir bei zwei Vollzeitstellen insgesamt 220 Menschen pro Jahr aufsuchen sollen. Leider hatten wir in diesem Zeitraum auch einen langfristigen krankheitsbedingten Ausfall und das Problem, das adäquate Nachbesetzungen aufgrund der Befristung des Projekts und des aktuellen Fachkräftemangels nicht so einfach sind.

Volker Schöler: Ich habe nochmal in den Jahresbericht 2017 geschaut, und die Zahlen sind schon beachtlich: Von den 198 kontaktierten Personen waren 42 weiblich und 156 männlich. 147 Menschen konnten wir vermitteln und an das Sozialzentrum anbinden, jeweils 45 haben wir zu Bürgerdiensten sowie in die Konsulate zur Klärung von Passangelegenheiten begleitet. Bei jeweils 40 Personen konnten wir zudem die medizinische Versorgung oder die Unterbringung in der Notübernachtungsstelle sicherstellen.

Was kennzeichnet eigentlich die Menschen, die Sie auf der Straße erreichen?

Joachim Langerwisch: Das Gesicht der Wohnungslosigkeit ist männlich. Das liegt vor allem auch daran, dass die Frauen anders unterkommen – häufig über Prostitution oder aber über spezialisierte Hilfeangebote. Diejenigen, die tatsächlich draußen leben, sind zu rund 90 % Männer. Der übrige etwa 10 %ige Anteil an Frauen ist für Gespräche und Unterstützungsangebote – häufig auch aufgrund von psychischen Erkrankungen und Abhängigkeitsverhältnissen – kaum zugänglich.

„Das Gesicht der Wohnungslosigkeit ist männlich.“

… und Thorben Ehlhardt, der das Kooperationsprojekt seitens des Caritasverbandes betreut.

Thorben Ehlhardt: Die Dunkelziffer derjenigen Menschen, die draußen leben, ist noch weitaus höher. Viele kennen wir gar nicht, weil sie ihren Aufenthaltsort häufig wechseln oder diesen gar nicht erst angeben.

Volker Schöler: Es gibt eben auch Menschen, die völlig unabhängig leben wollen und sich in keine Strukturen einbinden lassen. Die ihre Freiheit bewahren möchten, ohne sich an Regeln zu binden, für die die Hemmschwellen einfach zu hoch sind.

Gibt es für die Zielgruppe des Projekts überhaupt eine Chance auf unserem aktuellen Arbeitsmarkt?

Thorben Ehlhardt: Diejenigen, die arbeitsfähig sind, versuchen wir über unser Partner-Projekt „MiA – Migranten in Arbeit“ der Neuen Arbeit der Diakonie zu vermitteln. Wer nicht dazu in der Lage ist, wird von uns darauf hingewiesen, dass es hier für ihn keine Bleibeperspektive gibt. Für viele Menschen ist es hier allerdings immer noch besser, als im Herkunftsland. Das Zurückkehren wird ja auch als persönliches Scheitern empfunden – obwohl es oft Sinn machen würde, nochmal Anlauf zu nehmen, und sich etwa im Einzelhandel oder in der Systemgastronomie zu qualifizieren. Dies würde die Chancen erhöhen, später eventuell auch hierzulande einen Job zu bekommen.

Joachim Langerwisch: Entscheidend ist einfach, dass die Menschen etwas zu tun haben. Denn Arbeit vermittelt ihnen eine Identität, eine Tagesstruktur, einen Sinn, um morgens aufzustehen. Dies ist ja auch der eigentliche Grund, warum die Leute zu uns kommen: Sie kommen hierher, um zu arbeiten, und nicht, um Leistungen zu beziehen. Sie kommen mit der Vorstellung hierhin, sofort Arbeit aufnehmen zu können. Und der gegenüber den osteuropäischen Währungen so starke Euro lässt das mögliche Einkommen noch höher erscheinen. Hier vor Ort würde die Anbindung an unser Unterstützungssystem konkrete Perspektiven eröffnen, da Angebote wie

Sprachkurse oder Beschäftigungs- und Qualifizierungsmaßnahmen nicht nur eine sinnstiftende Tagesstrukturierung gewährleisten, sondern auch an den hiesigen Arbeitsmarkt heranführen.

Gibt es denn bereits Erfolge auf dem Arbeitsmarkt?

Volker Schöler: Bedauerlicherweise nur sehr wenige, da immer entsprechende Qualifikationen vorausgesetzt werden. Kürzlich konnten wir jedoch eine Teilzeitstelle an eine ehemalige Klientin vergeben, die sich über Sprachkurse und Praktika in unserer Suppenküche empfohlen hatte. Aber das sind absolute Ausnahmen.

Petra Fuhrmann: Eine junge arbeitslose Spanierin, die mit ihrem Kind zu uns kam, weil in Spanien nach einem Jahr noch nicht einmal mehr eine Art Grundsicherung gezahlt wird, hatte den Vorteil, dass wir sie aufgrund ihrer Qualifikationen in einen Job in der Tourismusbranche vermitteln konnten.

Wie wird das Projekt denn zukünftig weiterlaufen?

Petra Fuhrmann: Die aktuelle Maßnahme ist zunächst bis Ende 2018 begrenzt. Ein zweiter Förderzeitraum ist jetzt vom Bundesministerium bis Ende 2020 aufgelegt worden. Obwohl ein völlig neues Interessenbekundungsverfahren notwendig ist, haben die Projekte, die zurzeit bereits laufen, einen deutlichen Wettbewerbsvorteil, weil sie natürlich schon viel Erfahrung mitbringen. Darin sehen wir auch für uns eine reelle Chance auf die Verlängerung des Projekts. Wir würden allerdings eine Erweiterung der Förderrichtlinien hinsichtlich der Einbeziehung des Systems der Arbeitsförderung und -vermittlung begrüßen, denn wie bereits erläutert, dreht sich hierbei letztlich alles um Arbeit.

Volker Schöler: Damit erfolgreiche Anbindungen an den Arbeitsmarkt nicht nur im Einzelfall gelingen, benötigen wir einfach auch die notwendigen Rahmenbedingungen. Denn die Frage nach Beschäftigung und Tagesstruktur ist für unser Klientel von so zentraler Bedeutung, dass wir es uns als Gesellschaft eigentlich nicht leisten können, diese gesamte Personengruppe hiervon einfach auszuschließen. Jeder weiß: ohne Arbeit kein Geld, ohne Geld keine Wohnung, ohne Wohnung keine Arbeit. Wir müssen versuchen, diesen Negativkreislauf, diese Negativspirale, aufzubrechen.

„Ohne Arbeit kein Geld, ohne Geld keine Wohnung, ohne Wohnung keine Arbeit.“

Petra Fuhrmann: Bei aller berechtigten Kritik an den Grenzen des Systems möchte ich aber auch nochmal herausstellen, dass das „Wubb“-Projekt eine ganz wichtige Ergänzung zur Arbeit der Wohnungslosenberatungsstelle darstellt. Denn unsere Mitarbeitenden haben in der Regel nicht die Möglichkeit, nach draußen auf die Straße zu gehen – außer vielleicht mal in Extremsituationen auf Zuruf besorgter Bürgerinnen und Bürger. Gerade bei Menschen, die weitere Unterstützung benötigen – etwa bei Behördengängen, die sie alleine nicht bewältigen können – ist diese persönliche Begleitung von hoher Bedeutung. Oder auch beim Übergang vom Sozialen Dienst des Krankenhauses zur Beratungsstelle. Umgekehrt wissen viele Menschen auf der Straße ja, dass sie die beiden Kollegen auch hier in der Beratungsstelle antreffen – und finden dann auch genau deshalb den Weg hierher, weil sie die Kollegen draußen schon kennengelernt haben.

Wie hoch ist denn der Anteil der Arbeit in der Beratungsstelle gegenüber dem auf der Straße?

Thorben Ehlhardt: Ich denke, so etwa 40 % in der Beratungsstelle und 60 % draußen.

Petra Fuhrmann: Es ist auf jeden Fall absolut positiv, dass die beiden Kollegen direkt an das Team in der Beratungsstelle angebunden sind.

Machen Sie Ihre Arbeit eigentlich gerne?

Thorben Ehlhardt: Grundsätzlich kann ich schon sagen, dass mir die Arbeit Spaß macht. Auf der einen Seite ist sie natürlich sehr abwechslungsreich und man kann viel Positives bewirken. Es gibt aber sicherlich auch Situationen, wo man an seine Grenzen kommt. Wenn man zum x-ten Mal jemanden vor sich stehen hat und nicht weiß, wohin man ihn noch vermitteln soll.

Joachim Langerwisch: Die Arbeit ist halt anstrengend, auch psychisch. Die richtig großen Erfolgserlebnisse – jemand bekommt Gelder oder wird in Arbeit oder Wohnraum vermittelt – sind eher selten. Die realistische Klärung der Lage und das Aufzeigen der daraus resultierenden Handlungsoptionen, das sind die ersten wichtigen Schritte zur Veränderung der Situation. Und wenn man dann auch mal wieder eine Zwangsräumung abwenden kann, sodass der Mensch weiterhin in seiner Wohnung verbleiben kann, dann war das mit Sicherheit ein guter Arbeitstag.

Das Interview führte Bernhard Munzel

Gemeinsam auf der Straße unterwegs: Thorben Ehlhardt und Joachim Langerwisch (von links) engagieren sich für Menschen in Not.

EU-Zuwanderungsprojekte in Essen

Viele Menschen, die aus Ländern der Europäischen Union nach Essen zuwandern, benötigen für den Start und die Orientierung in ihrem neuen Lebensumfeld besondere Unterstützung und Begleitung. Hier setzen mehrere Kooperationsprojekte an, die vom Kommunalen Integrationszentrum der Stadt Essen koordiniert werden.

MiA: Migrantinnen und Migranten in Arbeit

Gemeinsam mit der Neuen Arbeit der Diakonie Essen hat das Kommunale Integrationszentrum Essen Anfang des Jahres 2014 das MiA-Projekt gestartet. Ziel des Projektes war zunächst die Integration von Neu-Bürgerinnen und -Bürgern aus Bulgarien und Rumänien in den Arbeitsmarkt. Mittlerweile ist es auf die Zugewanderten aus allen EU-Ländern ausgeweitet worden.

Für den Aufbau einer eigenen Existenz ist die Aufnahme von Arbeit grundlegend. Die Zugewanderten benötigen in vielen Fällen flankierend Unterstützung: Sprachbarrieren müssen überwunden werden, Wohnungssuche und Kinderbetreuung sowie Schulbesuch der Kinder sind Themen, an denen das Projekt ansetzt.

Gefördert wird das Projekt durch das Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen und den Europäischen Sozialfonds (ESF).

Beratung für Zugewanderte und Wohnungslose

Unter der Dachmarke „bzw – Beratung für Zugewanderte und Wohnungslose“ werden seit Januar 2016 mit finanzieller Unterstützung des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales (BMAS) und des Europäischen Hilfsfonds für die am stärksten benachteiligten Personen (EHAP) unter Federführung des Kommunalen Integrationszentrums zwei weitere Projekte durchgeführt, die die Zielgruppe der zugewanderten Menschen aus Europa im Blick haben.

MiO: Migrantinnen und Migranten in Orientierung

Das Projekt wird durchgeführt von der Evangelischen Kirchengemeinde Essen-Borbeck-Vogelheim. Es bietet neu zugewanderten Menschen aus EU-Ländern – vor allem auch aus Bulgarien und Rumänien – intensive Hilfsangebote bei der Orientierung in ihrem neuen Lebensumfeld. In enger Kooperation mit zahlreichen anderen Partnern fungiert das Projekt als Brückenbauer zu den Angeboten des Regelsystems.

Wubb: Wohnungslose unterstützen, beraten und begleiten

Mit Wubb wollen der Caritasverband für die Stadt Essen und das Diakoniewerk Essen den Zugang wohnungsloser und von Wohnungslosigkeit bedrohter Menschen zu den Hilfsangeboten des Regelsystems erleichtern. Angesprochen sind in diesem Projekt nicht nur Zugewanderte, sondern alle Essenerinnen und Essener, die vom Problem „Wohnungslosigkeit“ betroffen sind.

MifriN: Migrantinnen und Migranten in friedlicher Nachbarschaft

Gemeinsam mit dem Diakoniewerk Essen und dem Verein für Kinder- und Jugendarbeit in sozialen Brennpunkten Ruhrgebiet hat das Kommunale Integrationszentrum Essen am 1. April 2017 das Projekt MifriN gestartet. Es bietet neu zugewanderten Menschen aus den EU-Ländern Bulgarien und Rumänien zusätzliche Hilfestellungen an. Das Projekt verfolgt die beiden Kernziele der schulischen Integration neu zugewanderter Kinder und Jugendlicher sowie der Konfliktprävention und -mediation in den Quartieren vor Ort, wo es auch als Ansprechpartner für Nachbarn im Umfeld dient.

Gefördert wird das Projekt durch das Ministerium für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen.

STADT ESSEN

Kommunales Integrationszentrum Essen

MiA Migrantinnen und Migranten in Arbeit

Mit finanzieller Unterstützung des Landes Nordrhein-Westfalen und des Europäischen Sozialfonds

EUROPÄISCHE UNION Europäischer Sozialfonds

ESF in Nordrhein-Westfalen

Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen

bzw Beratung für Zugewanderte und Wohnungslose

Bundesministerium für Arbeit und Soziales

EHAP Europäischer Hilfsfonds für die am stärksten benachteiligten Personen

MiO Migrantinnen und Migranten in Orientierung

Wubb Wohnungslose unterstützen, beraten und begleiten

MifriN Migrantinnen und Migranten in friedlicher Nachbarschaft

Ministerium für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen

Zwischen Bildung, Beratung und Ehrenamt: Senioren- und Generationenreferat bietet zeitgemäßes Portfolio

Morgens Herzenssprechstunde, nachmittags Vorstandssitzung im Fachverband: Die Arbeit des Senioren- und Generationenreferats ist ein regelmäßiges Pendeln zwischen Basiskontakten, Fachberatung, Konzeptentwicklung, Erwachsenenbildung, Projektmanagement und Interessenvertretung.

Im Gespräch mit Claudia Hartmann, der Leiterin des Senioren- und Generationenreferats des Diakoniewerks, wird schnell deutlich, dass sich bei ihrer Arbeit gerade viel verändert. Nach wie vor gehören natürlich die unmittelbare Unterstützung der Seniorenarbeit in den Gemeinden und die Konzeption eigener geragogischer Angebote zum Portfolio. „Der unmittelbare Kontakt zur Basis ist für meine Arbeit immens wichtig“, sagt Claudia Hartmann. „Ich kann nur Menschen vertreten und ihnen an übergreifender Stelle eine Stimme verleihen, wenn ich weiß, was sie bewegt.“

Genau dieses „Stimme verleihen“ aber nimmt zu, was einerseits arbeitsintensiv, andererseits aber auch gut und wichtig ist. Rund 127.000 Menschen über 65 Jahre leben derzeit in Essen. Eine große Gruppe von Menschen, die sich – nur weil sie eine gewisse Anzahl an Lebensjahren eint - noch lange nicht über einen Kamm scheren lässt. Ihre Interessen vertritt Claudia Hartmann im Auftrag des Diakoniewerks im Seniorenbeirat der Stadt Essen sowie im Facharbeitskreis Senioren. Überregional sitzt sie als Fachfrau für gemeinwesenorientierte Seniorenarbeit im Vorstand des Fachverbands für Altenarbeit der Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe.

Der Seniorenförderplan ist ein geeignetes Instrument, um die Seniorenarbeit zu beleben

Seit 2016 gibt es seitens der Stadt Essen den Seniorenförderplan. Verwaltet vom Amt für Soziales und Wohnen, werden jährlich 600.000 Euro für Projekte ausgeschüttet, um die soziale Teilhabe und den Verbleib von Menschen über 65 Jahren in ihrer häuslichen Umgebung und im Quartier zu stärken. Das können eine interkulturelle Begegnungsstätte, ein Besuchs-

oder Abholdienst, eine neue Boule-Bahn oder ein intergenerationelles Erzählcafé sein. Förderanträge können alle anerkannten Träger der Altenhilfe stellen, die ihren Hauptsitz in Essen haben. Einmal pro Quartal trifft sich Claudia Hartmann mit ihren Kolleginnen und Kollegen der anderen Träger der Freien Wohlfahrtspflege in Essen – der Arbeiterwohlfahrt, des Caritasverbandes, des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes und des Deutschen Roten Kreuzes – um die eingegangenen Anträge zu begutachten. Ihre gemeinsame Einschätzung wird dann an die Stadt Essen weitergegeben, die schließlich über die Vergabe der Projektmittel entscheidet. Der Förderplan, so berichtet Claudia Hartmann, sei ein gut geeignetes Instrument, um an vielen Orten verschiedenen Ideen auf die Sprünge zu helfen.

Cornelia Lensing, Grüne Dame im Knappschaftskrankenhaus (links), trifft sich zur Koordination der Arbeitseinsätze regelmäßig mit Leiterin Claudia Hartmann (rechts) im Senioren- und Generationenreferat im Haus der Ev. Kirche.

Eine Gesellschaft wäre unklug, würde sie das Potential ihrer älteren Bürgerinnen und Bürger unterschätzen

Denn das, was ältere Menschen benötigen, woran sie gerne teilhaben würden und in welcher Form sie sich selbst in die Gesellschaft einbringen möchten, ist so vielgestaltig wie in jeder anderen Altersphase auch. Was Seniorinnen und Senioren mit Menschen aller Altersstufen gemeinsam haben, ist das Bedürfnis, gehört, gesehen und als ernstzunehmendes Mitglied der Gesellschaft beteiligt zu werden. Ein Begriff, über den Claudia Hartmann sich darum maßlos ärgert, und der in Österreich 2006 zum „Unwort des Jahres“ erklärt wurde, ist „überaltert“. „Überaltert, was soll das sein?“, fragt sie. „Muss ein Kreis, in dem sich mehrheitlich Menschen jenseits der 75 zusammenfinden, zwangsläufig als überaltert bezeichnet werden? Und was verpassen wir als Gesellschaft, wenn wir unsere alten und hochaltrigen Menschen quasi in die Unsichtbarkeit verschwinden lassen, weil wir ihnen keine Möglichkeiten bieten, sich mit ihren Kompetenzen und Ideen einzubringen?“ Genau darum seien auch Altersgrenzen für ehrenamtliche Tätigkeiten nur selten nachvollziehbar, betont Claudia Hartmann.

Hier müsse noch deutlich mehr geschehen, erklärt die Referatsleiterin. Noch mehr Bewusstsein dafür geschaffen werden, dass wir zwar alle von selbst älter werden, aber jede Altersstufe etwas Eigenes bereit halte, woraus sich schöpfen lasse und was zu einem Segen für die gesamte Gesellschaft werden kann. Menschen würden nicht einfach nur alt, um dann auf die Ruhebank geschoben zu werden – sie stellen sich weiter den aktuellen gesellschaftlichen Fragen, bewältigen wichtige Lebensphasen und realisieren überaus wertvolle Projekte.

Auch Ehrenamt braucht professionelle Unterstützung

Seit mehr als 40 Jahren bietet das Senioren- und Generationenreferat eigene geragogische Freizeit-, Kultur- und Bildungsangebote an. Dazu gehören neben regelmäßigen Exkursionen, Vorträgen, Seminaren und Diskussionsrunden wie der Herzenssprechstunde – bei der sich die Teilnehmenden oft auch kontrovers zu einem gemeinsam gesetzten Thema austauschen – regelmäßige Coaching- und Supervisionsseminare für ehrenamtliche Leitungen von Seniorengruppen. Die Seminare sind gut besucht. Nach anfänglicher Skepsis, ob ehrenamtliche Leitungen von Seniorengruppen wirklich so etwas wie Coaching und Supervision in Anspruch nehmen würden, nutzen sie die neuen Angebote sogar mit großer Verbindlichkeit. Denn nicht wenige von ihnen sind in diesen Job mehr oder weniger reingestolpert. Sie bringen weder eine didaktische Ausbildung noch einschlägige Erfahrungen in der Teamleitung mit. Doch nicht immer läuft alles harmonisch – wie jede Gruppe entwickeln auch Seniorengruppen eigene Dynamiken und die ehrenamtlichen Gruppenleitungen werden schnell zu wichtigen Ansprechpartnerinnen und Ansprechpartnern für diverse Problemlagen. Diese The-

Wachsendes Interesse: Mittlerweile nehmen auch immer mehr Seniorinnen und Senioren mit Zuwanderungsgeschichte an den Seminaren und Fortbildungen teil.

men selbst mal loszuwerden und den einen oder anderen wertvollen Rat zu bekommen, tut gut und gibt neue Motivation.

Auch die zurzeit rund 140 ehrenamtlichen Grünen Damen und Herren, die sich in Krankenhäusern und Senioreneinrichtungen engagieren, lädt das Referat regelmäßig zu Fortbildungen ins Haus der Ev. Kirche ein. Neue Ehrenamtliche werden vorab in einem dreiteiligen Kurs gezielt in ihre Tätigkeiten eingeführt.

Seit rund zwei Jahren fungiert das Referat zudem als Koordinationsstelle für das ehrenamtliche Engagement in allen Einrichtungen und Diensten des Diakoniewerks. So können auch jüngere Menschen hinsichtlich interessanter Betätigungsfelder – etwa in der Kinder- und Jugendarbeit oder der Gefährdetenhilfe – individuell beraten und an den passenden Einsatzort vermittelt werden.

Wie kann eine offene Seniorenarbeit und Engagementförderung in Zukunft aussehen?

Viele Menschen möchten auch im Alter gern eigene Ideen und Projekte realisieren und sich dabei nicht auf ein von anderen festgelegtes Ehrenamt vermitteln lassen. Das selbstorganisierte Engagement hat auch für die Senioren- und Generationenarbeit mehr und mehr Bedeutung gewonnen.

Wie nun die Senioren- und Generationenarbeit der Zukunft aussehen kann, dazu soll das Projekt „Analyse der Offenen Seniorenarbeit im Essener Stadtgebiet“ der Arbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtsverbände in Essen Erkenntnisse liefern. Geleitet wird das einjährige Projekt von Claudia Hartmann, die wissenschaftliche Begleitung erfolgt durch Prof. Dr. Elisabeth Bubolz-Lutz von der Uni Duisburg-Essen und dem Forschungsinstitut Geragogik in Düsseldorf. Im Projektteam arbeiten alle Fachvertreterinnen und Fachvertreter der Verbände mit.

Ziel ist es, Aufschlüsse darüber zu gewinnen, was eine qualitativ gute gemeinwesenorientierte Seniorenarbeit aus der Sicht aller Beteiligten ausmacht und welche Angebotsformen tatsächlich gewünscht sind. Ist die klassische Seniorengruppe einer Kirchengemeinde noch ein Zukunftsmodell? Und wenn ja, welche Menschen fühlen sich hier angesprochen und beheimatet und welche Menschen lässt ein solches Angebot unter Umständen außer Acht? An welcher Stelle fühlen sich ältere Menschen, die vielleicht gern selbst etwas auf die Beine stellen würden, allein gelassen und bräuchten Räume, zentrale Anlaufstellen und Kooperationspartner? Um hierüber mehr zu erfahren werden derzeit Daten erhoben, Beobachtungen von Gremien und Initiativen innerhalb ausgewählter Recherchegebiete gesammelt und viele Experteninterviews geführt – und zwar sowohl mit Seniorinnen und Senioren, als auch mit Akteuren aus den Verbänden und den Quartieren sowie mit Schlüsselpersonen aus der Kommune.

Die Ergebnisse der Untersuchung werden bei der Abschlusstagung im Juni 2018 präsentiert. Fest steht aber schon jetzt: Es wird viel zu tun geben und Seniorenarbeit ist vor allem eins – zukunftsgewandt.
Julia Fiedler

Will auch im Alter gehört und ernst genommen werden: Ilse Perlebach (88) hat immer noch viele gute Ideen.

„Unerhört? Klar, wenn man wegen seines Alters nicht mehr für voll genommen wird …!“

Ilse Perlebach ist eine Frau, die mitunter unbequem sein kann und im Mut zum Widerspruch auch eine Tugend sieht. So gerne sie sich für andere einsetzt, ständig neue Ideen entwickelt und sich immer wieder aktuellen Themen stellt, so selbstverständlich findet sie es, den Mund aufzumachen, wenn etwas eben nicht rund läuft. „Das ist doch normal“, sagt sie. „Unnormal wäre es, zu sehen, dass etwas schiefläuft, und trotzdem zu schweigen.“ Eine Haltung, mit der sie sich im Leben nicht immer nur Freunde gemacht hat, aber mit der sie sich selbst bis heute treu geblieben ist.

„Wenn ich morgens aufwache, ist da ja niemand, mit dem ich streiten könnte – also musste ich mir doch was überlegen.“

Ilse Perlebach hat viele Jahre in der Verwaltung der Essener Verkehrs AG gearbeitet. Als sie Mitte 40 war, haben die Kollegen sie bereits gewarnt: „Ilse, du musst dir rechtzeitig ein Hobby zulegen, sonst wird es schwierig, wenn du erstmal im Ruhestand bist.“ Da auch Ilse Perlebach der Meinung, war, dass niemand nur mit Lesen und Spazieren gehen sein Leben verbringen kann, machte sie sich auf die Suche. Obwohl evangelisch getauft und konfirmiert, wuchs sie in einem wenig religiösen Elternhaus auf. Kirche und Religion waren ihr eher fremd. Aber sie ging gern ins Museum und ärgerte sich darüber, dass sie bei vielen biblischen Motiven die Zusammenhänge und Hintergründe nicht verstand. Während einer Kur in Bad Homburg wagte sie sich dann zum ersten Mal seit langer Zeit wieder hinein in eine Kirche und fand das, was sie vorfand, durchaus ermutigend. Die Neugier war geweckt und überdauerte die Kur. Zurück in Essen fand Ilse Perlebach heraus, dass die Markuskirche am Postreitweg in Essen-Frohnhausen wohl die für sie zuständige Gemeinde sein müsste. Sie ging hin und blieb. „Schuld daran“, meint sie, „war der Pfarrer, bei dem ich anfangs auf jede noch so dumme Frage immer eine Antwort bekam.“

Christin zu sein hieß für sie aber auch immer, tatkräftig mitzumachen. 20 Jahre lang wirkte sie als aktives Mitglied im Presbyterium und in der Kreissynode. Im Jahr 2000 legte sie dann ihr Presbyteramt nieder und ging erstmal zur Uni. Drei Jahre lang studierte sie an der Laien-Universität des Evangelischen Erwachsenenbildungswerkes Nordrhein in Düsseldorf Theologie. Doch auch ihrer Gemeinde ist sie treu geblieben, leitet weiterhin verschiedene Gruppen, ist im Vorstand des Fördervereins des Ev. Seniorenzentrums in der Möserstraße und betreut seit zwei Jahren Geflüchtete aus dem Iran. Mit ihrem Kreativkreis handarbeitet sie für den alljährlichen Basar und zu dem von ihr angeregten

Angebot „Stricken und Schnattern“ kommen wöchentlich bis zu 25 Teilnehmerinnen quer durch alle Generationen.

„Wenn ich dann abends vorm Fernseher sitze und stricke, wirken die Gespräche des Tages nach und mir kommen neue Ideen.“

Seit vielen Jahren ist Ilse Perlebach außerdem selbst Teilnehmerin der Angebote des Senioren- und Generationenreferats des Diakoniewerks. Sie fuhr mit auf Reisen, nahm Teil am Informationsseminar „MouseMobil“, was darin gipfelte, dass sie einen Laptop kaufte und sich testweise eine eigene Website baute. Sie besucht regelmäßig die Seminare für ehrenamtliche Mitarbeitende der Kirchengemeinden, diskutiert mit in der Herzenssprechstunde und ist begeistert von den seit zwei Jahren angebotenen Coaching- und Supervisionsseminaren für ehrenamtliche Gruppenleitungen der gemeindlichen Seniorenarbeit.

„Wir alle brauchen doch unabhängig von unserem Alter das Gefühl, bedeutsam für andere zu sein.“

„Kommunikation und Austausch, das ist so wichtig“, sagt sie, „denn ich entwickle mich doch selbst fort, wenn ich mit anderen rede.“ Ilse Perlebach ist im Februar 88 Jahre alt geworden und was sie derzeit am meisten stört, ist nicht ihr Alter, sondern die Art und Weise, wie ihr deshalb oft begegnet wird. Dieses unterschwellige Entmündigen und „Nicht mehr ernst nehmen“, wenn der Arzt ihr den alten Medikamentenzettel auch auf ihr Bitten nicht wieder mitgeben will, weil sie den doch sowieso nur mit dem neuen verwechseln würde. Wenn das, was sie sagt, milde belächelt wird, sie aber genau spürt, dass ihre Meinung niemanden mehr so richtig interessiert, dann erwacht diese Widerstandskraft, die schon immer in ihr gesteckt hat, zur vollen Größe. Ja, dann wird aus der lustigen und durchaus selbstironischen Frau die Störrische, die ihr Unerhörtsein aller Welt kundtun will.

„Eine muss doch schließlich den Mund aufmachen.“

Im Oktober 2017 bekam Ilse Perlebach dann tatsächlich die Einladung zu einer Talkrunde der Stiftung Pro Alter des Kuratoriums Deutsche Altershilfe. Das Thema: Selbstbestimmung und Lebensqualität im Alter. Gemeinsam mit Claudia Hartmann vom Senioren- und Generationenreferat fuhr sie nach Köln. Mit ihr auf dem Podium in der Wolkenburg saß unter anderem die ehemalige Bundesministerin für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit, Prof. Dr. Ursula Lehr. Es wurde lebhaft diskutiert – über das hohe Alter und wie Menschen ab 80, die ihre Potenziale gern weiterhin in die Gesellschaft einbringen möchten, dabei unterstützt werden können. Ein Herzensthema für Ilse Perlebach. Hier war sie in ihrem Element und ihre Meinung gefragt. Denn so wenig Ilse Perlebach sich vor Konflikten scheut, so sehr fürchtet sie sich vor einem: „Was kommt, wenn ich mal nicht mehr machen darf und kann, was ich gerne möchte? Wir alle brauchen doch unabhängig von unserem Alter das Gefühl, bedeutsam für andere zu sein.“ Nur noch aufs bloße Konsumieren beschränkt zu sein, das weiß sie sicher, reicht ihr nicht aus und würde ihren Lebensmotor mächtig ins Stottern geraten lassen. Auch darum ist es ihr so wichtig, ins Bewusstsein zu bringen, dass das Bedürfnis, gesehen, gebraucht und ernst genommen zu werden, mit dem Alter nicht plötzlich aufhört.

Julia Fiedler

Zuhören lohnt sich: Auch viele ältere Menschen beziehen aktiv Stellung zu aktuellen gesellschaftlichen Fragen.

#Unerhört! Zuhören statt verurteilen

#Unerhört lautet das Motto der aktuellen Kampagne der Diakonie Deutschland. Unerhört im doppelten Sinne. Unerhört fühlen sich in unserer Gesellschaft viele Menschen. Sie sollen durch die Kampagne für alle sichtbar und unüberhörbar gemacht werden. Neben Geflüchteten, Wohnungslosen, Arbeitslosen, psychisch kranken Menschen und vielen anderen mehr, sollen auch Menschen zu Wort kommen, die das Gefühl haben, aufgrund ihres Alters nicht mehr wahrgenommen zu werden.

Dass Problem der Altersdiskriminierung haben auch die Vereinten Nationen anerkannt und seit dem Jahr 2011 den 15. Juni zum jährlichen Welttag gegen Diskriminierung und Misshandlung älterer Menschen erklärt.

Mehr Infos zur Kampagne:
www.diakonie.de/kampagne-unerhoert/ilse-perlebach-alter-bedeutet-nicht-dumm-zu-sein

Kommt langsam in Fahrt: Das Verständnis für Menschen aus anderen Kulturkreisen wächst nur durch persönliche Beziehungen.

Interkulturelle Seniorenarbeit: Initiatoren setzen auf langfristige Prozesse

Immer mehr Menschen mit Migrationshintergrund verbringen heute ihren Ruhestand in Deutschland. Die Integrationsagentur entwickelt in Essen gemeinsam mit dem Senioren- und Generationenreferat lokale Konzepte und Maßnahmen, um unterschiedliche Personengruppen mit Migrationshintergrund zu erreichen. Die Ziele: mehr Teilhabe und Partizipation.

Das Ruhrgebiet hat eine lange Zuwanderungsgeschichte. Immer mehr dieser Menschen verbringen ihren Lebensabend in Deutschland, zumindest zeitweise. Im Stadtgebiet von Essen beträgt die Quote der Nichtdeutschen sowie der Menschen mit doppelter Staatsbürgerschaft im Alter ab 65 Jahren immerhin acht Prozent.

Was macht diese Personengruppe aus? Um die familiären Kontakte zu pflegen, pendeln manche dieser Personen – gerade auch diejenigen mit griechischen Wurzeln – oftmals wochen- oder monateweise zwischen ihren Herkunftsländern und ihrem Wohnort in Essen. Viele hatten nur wenige Bildungschancen, so dass unter anderem auch für Analphabeten besondere Herausforderungen bestehen. Ebenso sind die Kenntnisse der deutschen Sprache sehr unterschiedlich ausgeprägt. Kulturell homogene Netzwerke zu Familienangehörigen, Freunden und Bekannten funktionieren allerdings auch aufgrund der gemeinsamen Sprache sehr gut. Demgegenüber existieren nur wenige oder sehr oberflächliche interkulturelle Kontakte. Die Renten der Migrantinnen und Migranten liegen oftmals kaum über dem Niveau der Grundsicherung und die Leistungen des deutschen Sozialsystems können nur selten eigenständig erschlossen werden.

Es entspricht dem menschlichen Bedürfnis, Personengruppen auf bestimmte Verhaltensweisen festzulegen. Durch permanentes Reproduzieren von wahrgenommenen Unterschieden werden Stereotype konstruiert, die dazu dienen, Unsicherheiten zu reduzieren und soziale Distanz zu wahren. Beispielhaft hierfür ist die verallgemeinernde Aussage: „Muslimische Frauen müssen Kopftücher tragen und

Gegenseitiges Kennenlernen: Per gemeinsamer Rikschafahrt wurde der Stadtteil erkundet.

werden von ihren Ehemännern unterdrückt.“ Für eine professionelle interkulturelle Seniorenarbeit liegt das Ziel allerdings darin, einander als vielseitige Persönlichkeiten wahrzunehmen. So verfolgt die interkulturelle Seniorenarbeit des Diakoniewerks auch keine erzieherischen Intentionen, sondern erkennt und stärkt die individuellen Fähigkeiten zur Bewältigung von Problemen.

Das Diakoniewerk blickt inzwischen auf rund 15 aktive Jahre der interkulturellen Seniorenarbeit zurück. Zu Beginn beobachteten die Integrationsagentur und das Senioren- und Generationenreferat des Diakoniewerks, dass der Anteil der Seniorinnen und Senioren mit Migrationshintergrund vor allem im Essener Norden immer stärker anwuchs, demgegenüber aber die klassischen Seniorenangebote zumeist nur von älteren Menschen deutscher Herkunft wahrgenommen wurden. Immer noch werden die bestehenden Seniorengruppen meistens von deutschen Frauen ab 75 Jahren aufgesucht, die traditionell-bürgerlich geprägt sind.

Menschen mit türkischen oder griechischen Wurzeln sind nur sehr selten anzutreffen. Aber auch bei neueren Angebotsformaten finden sich zugewanderte Seniorinnen und Senioren kaum. Die Frage war also, wie Menschen unterschiedlicher Prägungen einander begegnen und sich gegenseitig unterstützen können.

Die ersten Schritte waren zunächst kleine: Die Integrationsagentur initiierte eine erste Gruppe für griechische Seniorinnen und Senioren, die sich bis heute im Stadtteil Altendorf trifft. Später folgten weitere Gruppengründungen mit türkischen und arabischen Seniorinnen und Senioren. Das Senioren- und Generationenreferat des Diakoniewerks wurde zudem zu einem kompetenten Kooperationspartner, um interkulturelle Begegnungen für Ältere zu fördern.

Vernetzt denken und niedrigschwellig arbeiten

Eine erste gemeinsame Aktivität bestand in dem Besuch einer interkulturellen Seniorengruppe zum Fastenbrechen in einer Essener Moschee – deutsche, griechische und auch türkischstämmige Seniorinnen und Senioren waren hierzu eingeladen. Obwohl die deutschen Seniorinnen und Senioren das freundliche Besuchsangebot und die umfangreiche Bewirtung gerne annahmen, begegneten sie den muslimischen Traditionen und Ritualen mit Skepsis.

Regelmäßige Ausflüge fördern den Austausch und sind zentraler Bestandteil der Integrationsarbeit.

Dialogprojekte zu aktuellen Themen und eine Tagesexkursion zu drei Religionsgemeinschaften trugen dazu bei, einander die jeweiligen Vorstellungen des Zusammenlebens zu erläutern. Bei diesen Gelegenheiten wurde einfach auch miteinander gesungen, gegessen und auch immer wieder Persönliches geteilt. Die Exkursionen wurden nun regelmäßig um Ausflüge in die nähere Umgebung ergänzt. Das vorrangige Ziel bestand allerdings nicht darin, aufklärerisch zu wirken, sondern das gemeinsame Erleben in den Vordergrund zu rücken, sei es bei der Besichtigung des

INTEGRATIONS-
AGENTUREN NRW
Integration. Einfach. Machen.

Landtages in Düsseldorf oder bei einer Führung durch das Spargeldorf Walbeck am Niederrhein. Während sich die einen nach den Ausflügen in den jeweiligen Wohnquartieren etwa beim Einkaufen über den Weg liefen und einander freundlich grüßten, knüpften andere bereits lose Netzwerkbeziehungen. Zusätzlich nahmen die ersten griechischen Seniorinnen an den regulären Seminaren des Senioren- und Gnerationenreferates für ehrenamtliche Mitarbeitende teil.

Daraus entstand ein neues Angebotsformat: Ein zweitägiges Seminar mit dem Titel „Spurensuche“ richtete sich im Bildungshaus Hattingen an Menschen mit griechischen und deutschen Wurzeln im Ruhestand. Es bot die Möglichkeit, sich mit der eigenen Biografie im Kontext der zeitgeschichtlichen und gesellschaftlichen Bedingungen zu beschäftigen. Trotz der Herausforderungen durch die teilweise sehr begrenzten deutschen Sprachkenntnisse der Seniorinnen und Senioren des griechischen Kulturkreises, gelang es, sich über die jeweiligen Erfahrungen von Emigration, Entwurzelung und Ausgrenzung auszutauschen. Für die Teilnehmenden war es am Ende besonders aufschlussreich, dass einige Biografien von vergleichbaren Lebenserfahrungen geprägt waren. Vertreibung und Flucht, der Zwang, eine neue Sprache erlernen zu müssen, sowie das Gefühl der Heimatlosigkeit und der sozial ausgrenzenden Rolle als „Fremder“ oder „Ausländer“ wurden als integrationshemmend und zugleich – innerhalb der eigenen Peer-Group – verbindend erlebt.

Die niedrigschwelligen Maßnahmen haben bewirkt, dass heute auch ältere Zugewanderte mit großer Selbstverständlichkeit und Verbindlichkeit an den Regelangeboten des Senioren- und Generationenreferates teilnehmen, wozu Seminare, Vorträge, Beratungen, gesellige Seniorentage und viele weitere Aktivitäten zählen.

Von den Möglichkeiten der Entkrampfung

Als Fazit der Erfahrungen des Diakoniewerks lässt sich festhalten, dass es kein allgemeingültiges Konzept für eine erfolgreiche interkulturelle Seniorenarbeit gibt – sie ist vielmehr ein Prozessgeschehen, das einen langen Atem und Flexibilität benötigt. Personelle Kontinuität, tragende Kooperationen und muttersprachliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind unverzichtbar. Vor allem ist es empfehlenswert, unverkrampft und interessiert auf ältere Menschen mit und ohne Migrationshintergrund zuzugehen. Tagesausflüge bieten gute Gelegenheiten für verbindlich unverbindliche Kontakte. Die Erkundung interessanter Orte wirkt dabei oftmals gesprächsanregend. So können die Erfahrungen der Teilnehmenden, wie etwa eine berufliche Tätigkeit in der Landwirtschaft oder im Bergbau, miteinander reflektiert werden und so dazu beitragen, den eigenen Horizont zu erweitern. Bei der Realisierung der hier beschriebenen Projekte ergeben sich natürlich auch immer wieder unvorhergesehene Schwierigkeiten – etwa durch die Verspätung einzelner Personen, die Abneigung gegen ausgewählte Speisen oder die Lautstärke der Kommunikation. Hierbei gilt es allerdings zu beachten, dass erfahrungsgemäß längst nicht alle irritierenden Verhaltensweisen und Missverständnisse auf einen kulturellen oder religiösen Hintergrund zurückzuführen sind.

Despina Paraskevoudi-Wilbert, Koordinatorin der Integrationsagentur, und Claudia Hartmann, Leiterin des Senioren- und Generationenreferats

Despina Paraskevoudi-Wilbert koordiniert die Arbeit der Integrationsagentur.

Claudia Hartmann leitet das Senioren- und Generationenreferat.

Zahlen, Daten, Fakten.

Diakoniewerk Essen e.V. (24 Mitarbeitende, 209 Ehrenamtliche)

1 **Qualitätsmanagement**
1 **Öffentlichkeitsarbeit**
1 **Bauprojekte**
1 **Soziale Projekte**
1 **Fortbildung**
2 **Fachberatung für Kindertageseinrichtungen**
2 **Soziale Servicestelle**
2 **Ferienfreizeiten**
Freizeithaus Bremervörde
3 **Bahnhofsmission Essen**
4 **Koordination Ehrenamt in der Flüchtlingshilfe**
2 **Grüne Damen und Herren**
5 **Seniorenwohnungen Warthestraße**
· 16 Apartments für Seniorinnen und Senioren
6 **Seniorenwohnungen Kray**
· 23 Apartments für Seniorinnen und Senioren
7 **Seniorenwohnungen Esmarchstraße**
· 24 Wohnungen für Seniorinnen und Senioren
8 **Seniorenwohnungen „Am Frommen Joseph“**
· 16 Wohnungen für Seniorinnen und Senioren
9 **Seniorenwohnungen Margarethenhöhe**
· 3 Wohnungen für Seniorinnen und Senioren
10 **Residenz an der Pieperbecke**
· 62 Wohnungen für Seniorinnen und Senioren

Diakoniewerk Essen Dienstleistungs- und Verwaltungsgesellschaft mbH (56 Mitarbeitende)

1 **IT-Abteilung**
1 **Abteilung Controlling**
1 **Abteilung Finanzbuchhaltung**
1 **Abteilung Personal- und Sozialwesen**
1 **Abteilung Liegenschaften und Beschaffung**

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Jugend- und Familienhilfe GmbH (423 Mitarbeitende, 238 Ehrenamtliche)

Kinder- und Jugendhilfe:

1 **Aufnahmeheim und Jugendschutzstelle**
· 19 Plätze Jugendschutz, Inobhutnahme, Clearing
· 10 Plätze für Frauen und Frauen mit Kindern
2 **Karl-Schreiner-Haus**
· 96 Plätze für Kinder und Jugendliche im Stammhaus, in Tagesgruppen, Außenwohngruppen und Intensivgruppe sowie das Schulprojekt Off-Road
3 **Clearingstelle newland**
· 25 Plätze für unbegleitete minderjährige männliche Asylsuchende
4 **Fritz-von-Waldthausen-Zentrum**
Wohngruppe Warthestraße
· 24 Wohnplätze für hörgeschädigte Kinder und Jugendliche

Soziale Dienste:

5 **Erziehungsberatungsstelle Essen-Borbeck**
6 7 **Ambulante Hilfen zur Erziehung**
7 **Lernförderung**
6 **Sozialpädagogische Nachmittagsbetreuung**
6 **Schulsozialarbeit 2.0**
8 **Jugendgerichtshilfe**
8 **Stadtteilprojekt Altendorf/BlickPunkt 101**

Migration und Flucht

9 **Flüchtlingsberatung**
9 **Migrationsberatung**
9 **Integrationsagentur**

Hilfen für Hörgeschädigte:

10 **Internat für hörgeschädigte Schülerinnen und Schüler**
· 230 Plätze für hörgeschädigte Schülerinnen und Schüler
· 50 Plätze in Wohngruppen im CJD Zehnthof Essen
11 **Fritz-von-Waldthausen-Zentrum**
· 61 Plätze für hörgeschädigte Schülerinnen und Schüler

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Gesellschaft für Kindertageseinrichtungen mbH (269 Mitarbeitende, 21 Ehrenamtliche)

1 **Inklusive Kindertagesstätte „Lummerland“ (Überruhr)**
· 4 Gruppen für insgesamt 71 Kinder ab 4 Monaten
2 **Kindertagesstätte „Wühlmäuse“ (Horst)**
· 3 Gruppen für insgesamt 52 Kinder ab 4 Monaten
3 **Kindertagesstätte und Familienzentrum „Kunterbunt“ (Bergmannsfeld)**
· 5 Gruppen für insgesamt 85 Kinder ab 4 Monaten
4 **Kindertagesstätte „Vogelweide“ (Freisenbruch)**
· 3 Gruppen für insgesamt 55 Kinder ab 4 Monaten
5 **Kindertagesstätte und Familienzentrum Zugstraße (Frintrop)**
· 4 Gruppen für insgesamt 85 Kinder ab 4 Monaten
6 **Kindertagesstätte „Arche Noah“ (Überruhr)**
· 2 Gruppen für insgesamt 49 Kinder ab 3 Jahren
7 **Kindertagesstätte „Himmelszelt“ (Rellinghausen)**
· 4 Gruppen für insgesamt 90 Kinder ab 4 Monaten
8 **Kindertagesstätte und Familienzentrum „Regenbogenland“ (Kupferdreh)**
· 4 Gruppen für insgesamt 87 Kinder ab 4 Monaten
9 **Kindertagesstätte Helmertweg (Bredeney)**
· 2 Gruppen für insgesamt 44 Kinder ab 4 Monaten
10 **Inklusive Kindertagesstätte und Familienzentrum Am Brandenbusch (Bredeney)**
· 3 Gruppen für insgesamt 53 Kinder ab 4 Monaten
11 **Kindertagesstätte und Familienzentrum Samoastraße (Gerschede)**
· 2 Gruppen für insgesamt 43 Kinder ab 2 Jahren

Am Rande notiert: Die Erziehungsberatungsstelle Borbeck führte rund **450** Beratungsverfahren durch. · Im Rahmen der Ambulanten Hilfen zur Erziehung wurden mehr als **100** Familien unterstützt. · Von der Lernförderung wurden insgesamt rund **800** Kinder an etwa **30** Schulen betreut. · Die Jugendgerichtshilfe war an über **750** Verfahren beteiligt. · Der BlickPunkt 101 zählte durchschnittlich etwa **900** Besucher im Monat. · Die Soziale Servicestelle beriet mehr als **700** Ratsuchende.

Stand: 31.12.2017

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Gefährdetenhilfe GmbH (188 Mitarbeitende, 20 Ehrenamtliche)

Hilfen für Gefährdete und Wohnungslose:

1. Im Sozialzentrum Maxstraße:
   Zentrale Beratungsstelle für wohnungslose Männer im Sozialzentrum Maxstraße
   „Die Insel“: Kontakt- und Fachberatungsstelle für wohnungslose Frauen
   Essener Kleiderkammer
   Straffälligenhilfe und Fachstelle zur Ableistung gemeinnütziger Arbeit
   Suchtberatung
   Gesetzliche Betreuungen/Eigengeldkonten
   Psychosoziale Prozessbegleitung
2. **Notübernachtungsstelle Lichtstraße**
   · 58 Übernachtungsplätze für wohnungslose Menschen.
3. **Haus Wendelinstraße**
   · 55 Plätze für Frauen und Männer mit besonderen sozialen Problemen inklusive Außenwohngruppe
4. **Haus Immanuel**
   · 49 Plätze für Frauen und Männer, die keinen eigenen Haushalt versorgen können

Hilfen für Menschen mit psychischer Erkrankung:

5. **Haus Laarmannstraße**
   · 36 Plätze für Menschen mit psychischer Erkrankung inklusive Außenwohngruppe
6. **Haus Esmarchstraße**
   · 34 Plätze für Menschen mit psychischer Erkrankung
7. **Haus Prosperstraße**
   · 19 Plätze für Menschen mit psychischer Erkrankung
8. **Werkstatt „Am Ellenbogen“**
   · 13 Arbeitsplätze für Menschen mit psychischer Erkrankung
9. **Hilfen zum selbstständigen Wohnen**

12. **Kindertagesstätte „Regenbogen“ (Schonnebeck)**
    · 3 Gruppen für insgesamt 54 Kinder ab 4 Monaten
13. **Kindervilla am Laurentiusweg (Steele)**
    · 2 Gruppen für insgesamt 43 Kinder ab 4 Monaten
14. **Kindertagesstätte Pusteblume (Werden)**
    · 5 Gruppen für insgesamt 99 Kinder ab 4 Monaten
15. **Kindertagesstätte Grevelstraße (Frohnhausen)**
    · 2 Gruppen für insgesamt 52 Kinder ab 3 Jahren
16. **Kindertagesstätte und Familienzentrum Postreitweg (Frohnhausen)**
    · 5 Gruppen für insgesamt 95 Kinder ab 4 Monaten
17. **Kindertagesstätte „Kinderarche“ (Essen-Burgaltendorf)**
    · 4 Gruppen für insgesamt 75 Kinder ab 1 Jahr
18. **Kindertagesstätte „Lohstraße“ (Essen-Bedingrade)**
    · 4 Gruppen für insgesamt 74 Kinder ab 4 Monaten
19. **Fachberatung Kindertagespflege**

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Gesellschaft für Arbeit und Beschäftigung AiD mbH (114 Mitarbeitende, 3 Ehrenamtliche)

1. **Betriebsstätte Möbelbörse im Beschäftigungszentrum Hoffnungstraße**
2. **Betriebsstätte Containerleerung/Altkleidersortierung/Hausabholung**
3. **Diakonieladen Mitte**
4. **Altendorfer Diakonieladen**
5. **Diakonieladen Katernberg**
6. **Diakonieladen Kray**
7. **Diakonieladen Lindenallee**
8. **Diakonieladen Frohnhausen**
9. **Diakonieladen Schwanenbusch**
10. **Diakonieladen Borbeck**
11. **Diakonieladen Steele**

1. **Church: Restaurant & Depot**

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Behindertenhilfe GmbH (120 Mitarbeitende, 5 Ehrenamtliche)

1. **Haus Baasstraße**
   · 20 Plätze für Menschen mit geistiger Behinderung
2. **Haus Rüselstraße**
   · 24 Plätze für Menschen mit geistiger Behinderung
3. **Johannes-Böttcher-Haus**
   · 40 Plätze für Menschen mit geistiger Behinderung
4. **Wilhelm-Becker-Haus**
   · 24 Plätze für Menschen mit geistiger Behinderung
   · 8 Plätze für Menschen mit zusätzlicher Hörbehinderung
   · 8 Plätze in der Clearing-Stelle
4. **Kunstwerkstatt**

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Senioren- und Krankenhilfe GmbH (281 Mitarbeitende, 42 Ehrenamtliche)

Stationäre Altenhilfe/Pflege:

1. **Altenzentrum Kray**
   · 80 Plätze für Seniorinnen und Senioren
2. **Seniorenzentrum Margarethenhöhe**
   · 120 Plätze für Seniorinnen und Senioren
3. **Heinrich-Held-Haus**
   · 80 Plätze für pflegebedürftige Seniorinnen und Senioren mit und ohne geistiger Behinderung

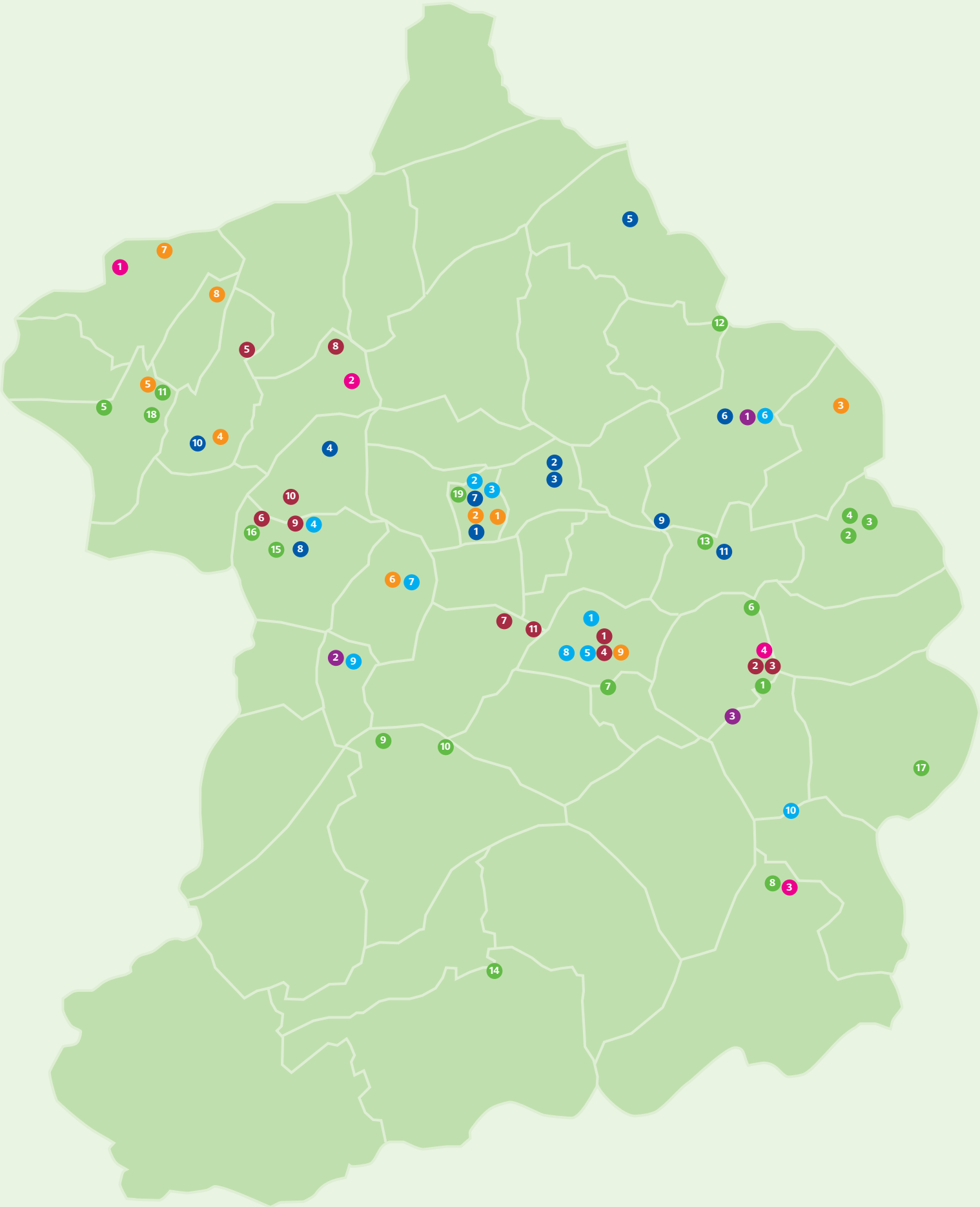
Offene Seniorenarbeit:

1. **Senioren- und Generationenreferat**
1. **Zentrale Pflegeberatung**

Diakoniewerk Essen

Die Flüchtlingsberatung betreute etwa **1.300** Menschen in Übergangswohnheimen und rund **1.900** Menschen im Privatwohnbereich. · Rund **1.750** von Wohnungslosigkeit bedrohte Menschen haben ihre Postanschrift im Sozialzentrum Maxstraße. · Die Straffälligenhilfe begleitete knapp **1.500** Personen im Rahmen von „Arbeit statt Haft“. · Die Essener Kleiderkammer gab etwa **45.000** Kleidungsstücke aus. · Im Rahmen der AiD-Kleidersammlung wurden rund **800** Tonnen Kleidung gesammelt.

Standort-Übersicht



Februar: Neues Johannes-Böttcher-Haus feiert Eröffnung

März: Essener Polizei spendet Fahrräder für Karl-Schreiner-Haus

März: Eröffnung des Neubaus der Kita „Himmelszelt“

März: Kinder- und Jugendhilfetag in Düsseldorf

April: Essener Polizei sammelt Altkleidung für Bedürftige

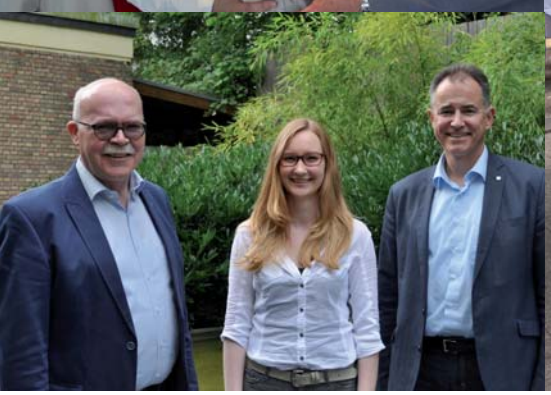
Mai: „Candyshop“-Ausstellung in Alter Cuesterey

Mai: Podiumsdiskussion zur Szenebildung in der Marktkirche

Juni: Diakonieladen Steele feiert Eröffnung

Juni: Neubau der Kita „Pusteblume“ feiert Eröffnung

Juni: Claudia Stolzmann neue Leiterin des Altenzentrums Kray



Juli: Alina Terörde übernimmt Clearingstelle newland

Juli: Essener Diakonie feiert Marktkirchenfest

RückBlick

Juli: Aktion Mensch fördert Kleinbus für Wilhelm-Becker-Haus

Juli: Petra Ehlers übernimmt Leitung der Kita „Vogelweide“

Juli: „Hühner on Tour“ begeistern das Seniorenzentrum Margarethenhöhe

August: Church-Stand bei „Rü... Genuss pur!“

August: Neues OGS-Angebot für Hörgeschädigte startet

September: Ausstellung zum 120-jährigen Bestehen der Bahnhofsmission

September: MifriN-Projekt startet in Altendorf

September: WortWahl 2017 präsentiert biblische Texte

2017

Oktober: Neue Kita „Lohstraße“ feiert Eröffnung

November: Richtfest des neuen Altenzentrums Kray

November: Karl-Schreiner-Haus nimmt neuen Fußballplatz in Betrieb

Dezember: Diakoniepfarrer Andreas Müller feiert Ordinationsjubiläum

Diakoniewerk Essen